Besprechungen.

Reich, Desiderio. Sul confine linguistico nel secolo XVI a Pressano, Avisio, San Michele, Mezcورونا. (Atti della I. R. Accademia degli Agiati. Serie III, Bd. 12, 109—176).

Diese Arbeit des unermüdlichen Trienter Geschichtsforschers Reich verdient mit ein Paar Worten wegen des großen Interesses, das heute alle Forschungen beanspruchen, die das nationale Gebiet berühren, hier angezeigt zu werden. Der Verfasser verfolgt nach Urkunden vornehmlich des Pfarrarchives von Pressano das Vordringen des deutschen Elementes in Pressano, Lavis und San Michele und bietet eine Ergänzung zu seinen älteren ähnlichen Arbeiten über Deutschmetz¹⁾. Es ergibt sich da die interessante Erscheinung, daß sich Deutsche seit dem 14. Jahrhundert in steigender Menge in diesen Orten finden, daß im 15. Jahrhundert Lavis namentlich als ein fast rein deutscher Ort bezeichnet werden muß. Nach einer Urkunde von 1466 tragen unter 27 Einwohnern von Lavis nur zwei, unter ebensoviel Einwohnern von Pressano einer oder höchstens zwei Namen italienischer Herkunft. Nun wird man bei Verwendung von Namen für nationale Statistik eine gewisse Vorsicht walten lassen müssen, Beweis der Verfasser und der Besprecher der vorgenannten Abhandlung. Aber im großen und ganzen wird die Rechnung stimmen. Seit dem 16. Jahrhundert zeigt sich eine Abnahme der Deutschen, bis diese Orte wieder ganz italienisiert sind.

Der Verfasser sucht nun den Grund dieser Erscheinung in dem Wechsel der Gerichtsherrschaft und er verfolgt zu diesem

¹⁾ Für uns Deutsche ist kein Grund vorhanden, diese einmal eingebürgerte Bezeichnung des Ortes aufzugeben, mögen die Italiener ihn immerhin zugunsten des älteren Kronmetz ablehnen.

Zwecke die Schicksale des Gerichtes Königsberg bis ins 16. Jahrhundert. Damit wird seine Arbeit ein wertvoller Beitrag zur Geschichte dieses Gerichtes. Das interessanteste ist dabei der Nachweis, daß das Gericht ursprünglich Grafschaft Giovo und Faedo hieß, also mit der Pfarre Giovo zusammenfiel. Erst später ist der Sitz des Gerichtes auf das Schloß Königsberg übertragen worden, das, wie der deutsche Name zeigt, eine Anlage ist, die wohl erst in die zweite Hälfte des 12. oder die erste des 13. zu setzen sein wird und gewiß den Grafen von Eppan, denen unzweifelhaft auch die Grafschaft Giovo als Trienter Lehen zustand, was Reich freilich ohne Grund bestreitet, seinen Ursprung verdankt.

Indessen glauben wir nicht, daß der Gerichtsherrschaft ein solcher Einfluß zustand. Wie hätte sie ihn auch geltend machen können? Die Trapp waren Jahrhunderte lang Gerichtsinhaber von Caldonazzo und Beseno, und doch hat man von einer germanisierenden Tätigkeit bei ihnen nichts verspürt. Nur die Grundbesitzverhältnisse geben da den Ausschlag. Da die Gerichtsherren von Königsberg auch Grundbesitz in ihrem Gerichte erwarben, konnten sie als Kolonisatoren auftreten. Denn die Deutschen kamen, was man auf italienischer Seite so durchaus übersieht, nicht als Schmarotzer und Parasiten, sondern als Kulturträger ins Land, teils als Handwerker in die Städte teils als Bauern in die Dörfer. Mit der Anlage von Märkten hängt diese Einwanderung zunächst zusammen. Sie ist denn auch im Gerichte Königsberg älter, als die deutsche Gerichtsherrschaft und beginnt in S. Michele. Dort treffen wir schon 1267 deutsche Bürger: Odoricus genannt Rosener, Vlicus genannt Ivde. Wenn in Lavis so viele Deutsche erscheinen, so hängt dies mit der Anlage und Vergrößerung des Marktes zusammen. Aber auch als Bauern kamen Deutsche. Viel Grund und Boden war noch ungereutet. Hier entstanden neue Höfe, die mit Deutschen besiedelt wurden, denn die Deutschen waren nun einmal das Kolonistenvolk des Mittelalters. Italienische Hilfskräfte wären gar nicht oder nicht in genügendem Maße zur Verfügung gestanden. Nicht die Deutschen haben ein früheres Rovere della Luna zu einem Aichholz verdeutschet, sondern sie haben: quadraginta jugera terre inculte in der Örtlichkeit (Gegend) genannt Aichholtz erhalten zum runcare, das heißt sie haben den Aichwald, das Aichholz, ausgereutet und urbar gemacht, und erst Jahrhunderte später haben die Italiener diesen Ort von der halbmondartigen Buchtung der Berge Rovere della Luna genannt und noch viel später italienisiert.

Und nun über den Rückgang dieser Kolonien. Es ist bekanntlich leichter, Kolonien zu gründen, als ihren Fortbestand zu sichern. Mancher Kolonist, dem die neuen Verhältnisse nicht ge-

fallen, zieht wieder fort, mancher wird zugrunde gehen. Das war auch in Südtirol der Fall. Nicht allzu viele der Eingewanderten sind heimisch geworden, besonders dort nicht, wo sie nicht dichter beisammensaßen, keine geschlossene Menge bildeten. Schon die Beinamen, die ihren Heimatsort, ihr Heimatsdorf angeben, lassen darauf schließen, daß die Leute selber noch eingewandert sind, und das ist auch bei den meisten der Deutschen in Lavis der Fall gewesen. Viele dürften wieder weggezogen oder zugrunde gegangen sein, ihre Anwesen gingen in italienische Hände über. Ein Nachschub kam nicht mehr. Denn das 16. Jahrhundert bedeutet eine Wende in der Siedelungsgeschichte Tirols. Die Reformation ließ die deutschen Einwanderer verdächtig erscheinen, der Überschuf der deutschen Bevölkerung hatte sich wohl auch erschöpft, der Boden Südtirols war urbar gemacht, soweit als möglich, die italienischen Geistlichen, die jetzt fast durchaus die Pfründen erhielten, suchten die Leute im Interesse der Rechtgläubigkeit oder auch weil sie die italienische Sprache und Kultur für vornehmer hielten, zu italianisieren u. s. w. Im einzelnen ist da noch wenig festgestellt, wie ja von der ganzen Siedelungsgeschichte nur Bruchstücke bekannt sind.

Noch ein paar Bemerkungen zur Arbeit von Reich. Die Grenze Italiens war im Mittelalter keine ideelle, so lange es ein Königreich Italien überhaupt gab, d. i. bis ins 13. Jahrhundert, und die Grenze des deutschen Reiches war eine absolut sichere bis zum Untergang des Reiches 1806, und diese Grenze schloß das Bistum Trient ein. Trient galt immer als Glied des deutschen Reiches, das ist schon oft bis zur vollsten Evidenz dargetan worden und sollte hier nicht wiederholt werden.

Der Kult des hl. Ulrich ist nicht erst von Bayern nach Lavis gekommen. Ulrich ist kein bayerischer Nationalheiliger, er ist überhaupt kein Bayer, sondern ein Schwabe gewesen und sein Bistum Augsburg lag in Schwaben. Populär ist er durch die Verteidigung Augsburgs gegen die Ungarn 955 geworden. Der Kult, den er in Lavis fand, ist uralt und geht auf die Legende des Heiligen zurück, der sich angeblich über den Avisio tragen ließ, um auf deutschem Boden zu sterben. In Südtirol, auch im Bistum Trient, ist der Name Ulrich-Odalricus ein sehr verbreiteter gewesen, was sich wohl außerdem noch aus den vielen Beziehungen erklärt, die das Bistum Augsburg in Südtirol, insbesondere der Bozner Gegend, hatte und aus dem Umstand, daß mehrere Bischöfe von Trient den Namen Ulrich trugen, sowie daß er in der Familie der Grafen von Eppan sehr gebräuchlich war.

Innsbruck.

Voltelini.

Max Jansen. Die Anfänge der Fugger (bis 1494). Auch unter dem Titel: Studien zur Fugger-Geschichte, hg. von M. Jansen. 1. Heft. Leipzig, Duncker und Humblot 1907. X und 200 S.

Die welthistorische Bedeutung des Fugger'schen Hauses hat schon durch Ehrenberg (Zeitalter der Fugger, 2 Bände, Jena 1896) eine eingehende Darstellung gefunden. J. will nun „auf breiter Grundlage den Neubau einer Geschichte des Hauses Fugger erstehen“ lassen (VII) und durch Herausgabe einer Reihe von Einzeluntersuchungen die Grundlage für dieses umfassende Werk schaffen. Das erste Glied dieser Kette von Untersuchungen bildet vorliegende Arbeit über die Anfänge der Fugger. Seiner Arbeit voraus schickt J. eine kritische Übersicht der bisher erschienenen Fugger-Literatur. In eingehender und gründlicher Kritik sucht er sodann die spärlichen Nachrichten über die ersten Fugger zu einem Bild der Anfänge des Fugger'schen Hauses zusammenzustellen.

Uns interessiert jedoch an dieser Stelle in erster Linie die Geschichte jener so bedeutungsvollen Beziehungen zwischen den Habsburgern und den Fuggern. Schon aus Ehrenbergs Darstellung war zu ersehen, welche Förderung der Habsburgischen Politik durch die finanzielle Unterstützung seitens der Fugger zuteil geworden war. Durch eindringende Forschung, zumal durch Heranziehung reichlichen, bisher für diese Zwecke nicht benützten Materials des Innsbrucker Statthaltereiarchivs ist es J. gelungen, die Anfänge dieser Beziehungen in ein helleres Licht zu rücken.

Die erste nachweisbare Anknüpfung einer geschäftlichen Verbindung der Fugger mit den Habsburgern fällt in das Jahr 1473, als Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohn Maximilian auf der Reise zum Trierer Reichstag Augsburg berührte. Wie die Fugger-Chronik berichtet, hat damals Ulrich Fugger den Kaiser „mit *seidin und wullin gewandt auf die rais versehen*“ (47). Viel wichtiger aber als die Beziehungen im Warenhandel gestalteten sich jene im Geldhandel. Da war es vor allem Herzog Siegmund, der tirolische Landesfürst (1439—1490), welcher durch seine schlechte Finanzwirtschaft und seine unkluge äußere Politik zur Aufnahme bedeutender Darlehen genötigt wurde. Hans Fugger aus der Linie der Fugger „vom Reh“ machte von allen Mitgliedern seines Hauses das erste Silbergeschäft mit Herzog Siegmund, indem er 1485 dem Rate desselben Anton vom Roß 8000 Gulden Rheinisch lieh und dafür auf Silber aus tirolischen Bergwerken verwiesen wurde. Hiemit wurde jene lange Reihe von Geldgeschäften eröffnet, welche die Fugger mit Siegmund, Maximilian I. und den späteren Habsburgern abschlossen.

Die tirolischen Landesfürsten als Inhaber des Bergregals hatten das Recht, die Ausbeute der Bergwerke von den Gewerken, beziehungsweise den Schmelzern um einen bestimmten, verhältnismäßig niedrigen Preis einzulösen. Durch Zession dieses Einlösungsrechtes wurde die Deckung für die Gläubiger des Fürsten beschafft. Dieselben hatten das Recht, den Wechsel, d. h. die dem Fürsten vom gebrannten Silber zu entrichtende Abgabe für sich zu behalten, so daß sie bei einem Ablösungspreis von 8 Gulden für die Mark Silbers 5 Gulden den Gewerken oder Schmelzern zahlten und den Wechsel in der Höhe von 3 Gulden zu Abschreibungen von ihren Guthaben verwandten. Da der Preis des Silbers im Handel bedeutend höher war als dieser Ablösungspreis von 8 Gulden für die Mark, erzielten die Gläubiger mit dem Verkauf des Silbers bedeutenden Profit. Dieser letztere bildete dann die Verzinsung des Kapitals und den Unternehmergeinn für die Darlehensgeber. J. berechnet, daß die Fugger, welche in den Jahren 1487—1494 den Habsburgern etwa 624.088 Gulden vorgestreckt hatten, in diesen sieben Jahren einen Gewinn von etwa 400.000 Gulden erzielten. Eine genauere Prüfung und Kommentierung des Inhalts der verschiedenen Schuldurkunden, namentlich der Rückzahlungsbedingungen, wäre allerdings wünschenswert gewesen. Dadurch aber, daß J. zahlreiche Urkunden betreffend diese zwischen den Habsburgern und den Fuggern in den Jahren 1487—1494 abgeschlossenen Verträge nach den Vorlagen im Innsbrucker Statthaltereiarhiv veröffentlicht hat, ist der künftigen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung dieses Material allgemein zugänglich gemacht worden.

Über den Warenhandel der Fugger sind die Nachrichten im Verhältnis zu jenen über die Geldgeschäfte spärlicher. Über letztere finden sich ja Aufzeichnungen in den staatlichen Registraturen, während der Verlust der älteren Handlungsbücher der Fugger uns einen tieferen Einblick in die Entwicklung des Warenhandels verwehrt. So erfahren wir nur wenig über den Fugger'schen Handel in Tirol und seine Anfänge. Erwähnt wird derselbe ausdrücklich in einer von J. (47) angeführten Stelle der Fugger-Chronik. Die Stellung der Fugger auf dem Gebiet des Warenhandels war eine derartige, daß die gegen die Handelsgesellschaften im allgemeinen zutage tretende Gegnerschaft des Volkes in Tirol insbesondere die Spitze gegen die Fugger kehrte. Vielleicht, daß da die Fortsetzung der J.'schen Forschungen uns darüber Aufklärung bringt, ob die Fugger auch im Warenhandel Tirols eine so hervorragende Stellung einnahmen, wie hinsichtlich des Geld- und Metallhandels. Es wäre sicherlich von Interesse, zu erfahren, ob die Fugger tatsäch-

lich in der Lage waren, die Preisbildung bei bestimmten Warenkategorien zu beherrschen, so daß der Vorwurf der Preissteigerung, der gegen sie in Tirol erhoben wurde, der Grundlage nicht gänzlich entbehrt hätte.

Um noch einen Punkt von allgemeiner Bedeutung zu berühren, so verdient hervorgehoben zu werden, daß J.'s Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Kapitalismus liefert. Wenn auch in kritischer Darlegung gezeigt wird, daß die von Strieder (Zur Genesis des modernen Kapitalismus) versuchte Zusammenstellung der großen Vermögen in Augsburg in mancher Hinsicht der Richtigstellung bedarf (vgl. namentlich J.'s Ausführungen in Beil. 4 seiner Arbeit: Zur Steuererhebung in Augsburg), so wird doch auch durch J.'s Untersuchung in gleicher Weise wie durch jene Strieders die Unhaltbarkeit der Sombart'schen Theorie dargetan, welche in der akkumulierten Grundrente den Grundstock für die Bildung großer Vermögen sieht. Die eingehenden Ausführungen J.'s zeigen, daß im Wege allmählicher Kumulation des im Handel gemachten Profits sich die Grundlagen des Fugger'schen Reichtums bildeten. J.'s Arbeit legt Zeugnis ab für die hohe Bedeutung, die der Persönlichkeit auch auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens zukommt. Es wird erwiesen, daß „die Fähigkeit glücklichsten Erfassens der Zeitumstände gerade den ersten der Augsburger Fugger, Hans, auszeichnete“ (72), daß der kühne Unternehmungsgeist der Fugger, zumal des Jakob (II.) Fugger, die Voraussetzung der unerhörten Erfolge des Fugger'schen Hauses bildete.

Innsbruck.

H. Wopfner.

Johannes Müller. Das Rodwesen Bayerns und Tirols im Spätmittelalter und zu Beginn der Neuzeit. (Vierteljahrsschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte. 1905 Heft 4).

Der Verfasser hat hier eine Frage aufgegriffen, welcher für die Geschichte des Verkehrs zwischen Deutschland und Italien eine außerordentliche Bedeutung zukommt. Während für die Schweiz schon Bearbeitungen vorliegen, konnte man sich auf Grund der bisherigen Literatur für Tirol und Bayern kaum ein Bild machen.

Die Schrift beginnt mit den Feststellung der Straßenzüge, die für diesen Verkehr hauptsächlich in Betracht kamen. Die eine

Straße führte von Ulm über Kempten-Nesselwang-Lermoos-Fernpaß-Imst-Landeck-Reschenscheideck-Meran-Bozen-Trient-Primolano-Bassano nach Venedig, die zweite nahm ihren Weg von Augsburg über Schongan-Partenkirchen-Mittenwald-Innsbruck-Franzensfeste-Toblach-Ampezzo-Serravalle ebenfalls nach Venedig; daneben gab es mehrere Verbindungswege z. B. von Nassereith nach Telfs, von Franzensfeste nach Bozen. Der Weg von München nach Mittenwald wird in einer Anmerkung erwähnt. Die Einteilung ist wohl der Hauptsache nach richtig, birgt aber gewiß die Quelle für manche unrichtige Auffassung in sich. Bezüglich des Weges von Brixen nach Bozen wurde dies schon andern Orts hervorgehoben. Für die Ausführungen über die Straßen in Bayern war offenbar das vom Verfasser beinahe ausschließlich benützte augsburgische Material maßgebend. Zweifellos kam der Straße von Mittenwald nach München eine ungleich höhere Bedeutung zu, als der Verfasser anzunehmen scheint. Gerade hier hätte eine genaue Durchsicht der Mon. boic. viel Neues zutage gefördert; schon die bei Wanka, Brennerstraße und Simonsfeld, Fondaco dei Tedeschi enthaltenen Bemerkungen hätten den Verfasser auf die Wichtigkeit dieser Verbindungen hinführen können.

Im nächsten Kapitel kommt der Verfasser auf die ältere Geschichte des Rodwesens zu sprechen, das er aus der grundherrlichen Organisation entstehen läßt, wofür er allerdings keine beweiskräftigen Urkunden beibringen kann. Eine sorgfältige Benützung des aus dieser älteren Zeit überlieferten reichlichen archivalischen Materials hätte eine starke Vertiefung der Arbeit ermöglicht. Denn schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts nehmen die Landesfürsten nachweislich Einfluß auf die Gestaltung des Rodwesens. Das Ergebnis des Verfassers ist jedoch für diese Zeit sehr gering. Doch wäre es unbillig, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, hat er doch selbst im Titel seine Aufgabe beschränkt. Solange es aber keine genügenden Quelleneditionen gibt, bleibt die Erforschung der tirolischen Geschichte immer ein Privileg für einen kleinen Kreis von Historikern, die durch äußere Umstände begünstigt sind, für weitere Kreise ist jedoch die Bearbeitung selbst, sowie eine Kritik der darüber erscheinenden Arbeiten wegen Unmöglichkeit der quellenmäßigen Kontrolle völlig ausgeschlossen.

Im folgenden schildert der Verfasser in gelungener Weise die Organisation des Rodwesens, die Geschichte der Rodlehen und zieht manch treffenden Vergleich mit den Verhältnissen in anderen Gebieten. Auch die einzelnen Organe, die für das Rodwesen Bedeutung haben, werden kurz besprochen.

Den erhöhten Anforderungen, welche der gesteigerte Verkehr am Ausgange des Mittelalters stellte, konnte das Rodwesen nicht in jeder Weise genügen. Es wurden zwar neue Rodordnungen erlassen, im 16. Jahrhundert nahm sich dann besonders die Regierung dieser Verhältnisse an, doch verschiedene Umstände und der immer größer werdende Eilwagen- und Eigenachsfuhrenverkehr minderten schließlich die Bedeutung des tirolischen Rodwesens, welches, wie Verfasser bemerkt, das bestgeordnete Verkehrsinstitut der Ostalpen war.

So außerordentlich dankenswert diese Ausführungen des Verfassers sind, so können wir doch nicht umhin, zu bemerken, daß sie beinahe nur den augsburgischen Standpunkt vertreten. Es läßt sich doch nicht leugnen, daß die Fuhrlöhne um 1500 sehr niedrig waren; dazu kam, daß die Gutfertiger ziemlich rücksichtslos gegen die Bauern vorgingen, daß aber die Regierung gegen ihre mächtigen Gläubiger kaum viel ausrichten konnte. Die fast ausschließliche Benützung des augsburgischen Materials hat hier den Verfasser zu manchem schiefen Urteil verleitet.

Die angefügten Beilagen verdienen auch allgemein für die Verkehrsgeschichte das größte Interesse, wenn auch die Wiedergabe nicht völlig tadellos ist.

Obwohl wir gegen die Ausführungen des Verfassers manche Einwendungen erheben mußten, so kann doch nicht gelegnet werden, daß unsere Kenntnis von der tirolischen Verkehrsgeschichte durch seine Arbeit eine ungewöhnliche und dankenswerte Bereicherung erfahren hat.

Wien.

Theodor Mayr.

Anno neun. Geschichtliche Bilder aus der Ruhmeszeit Tirols. Eine Jahrhundertgabe für das Volk.

Allüberall regt sich alt und jung, die Gedenkfeier an den Heldenkampf der Väter festlich zu begehen. Es ist ein gewiß recht lobenswertes Beginnen, daß dieser Anlaß in mannigfachster Weise benützt wird, in den breiten Schichten des Volkes die Kenntnis über die stürmischen Vorgänge in jenen Tagen zu vertiefen, das Verständnis für die Leistungen der Ahnen zu wecken. Zu diesem Zwecke bringt auch die Vereinsbuchhandlung unter oben angeführtem Titel eine Serie von Heftchen, hübsch illustriert, in muster-gültiger Ausstattung, zu äußerst wohlfeilem Preis auf den Markt.

Mit klugem pädagogischem Takte wird der umfangreiche Stoff um einzelne aus dem Getümmel hervorragende Gestalten gruppiert, die Detailgeschichte des Aufstandes wird in der Form abgeschlossener Lebensbilder geboten; in ungezwungenster Weise ermöglicht es diese Methode, die Ereignisse in den verschiedenen Landesteilen während des unruhigen Zeitabschnittes zu schildern. Die Rücksichtnahme auf den Leserkreis zwang begrifflicherweise dazu, den gelehrten Apparat tunlichst beiseite zu lassen, Quellennachweise und Belege auf das notwendigste Maß zu beschränken; darin liegt ja auch die Entschuldigung, daß von der Schilderung der äußerst verwickelten, wenn auch interessanten innerpolitischen Vorgänge Abstand genommen wurde, daß an einzelnen Stellen nicht jene Genauigkeit zutage tritt, für die der Fachmann so peinlich besorgt ist. Die Bestimmung dieser Heftchen zwang die Verfasser, von der streng pragmatischen Darstellung abzusehen, vielmehr das episodenhafte Moment hervorzukehren.

Im ersten Bändchen schildert Wladimir Kuk in gedrängter Kürze Tirols Heldenkampf. In verständiger Weise greift er auf die Kämpfe des Tiroler Landsturms während der Koalitionskriege zurück; sie waren ja die große Waffenübung, welche die Bauernoffiziere heranbildete, bei den Bauernschaften das Kanonenfieber überwand. Recht sachkundig schildert er die mannigfachen Mißgriffe der bayerischen Zentralbehörden bei der Verwaltung des Landes, die empörenden Gewaltakte der untergeordneten Organe. Kurz und schlicht erzählt er sodann den Verlauf des Aufstandes, berücksichtigt zumeist freilich nur die militärischen Ereignisse, sehr selten nur die wichtigen, organisatorischen Verfügungen, welche sowohl Hormayr wie auch der Sandwirt über die Verwaltung und Verteidigung des Landes erließen.

Leider müssen einige Verstöße aufgedeckt werden; mögen die Bemängelungen in einer Neuauflage Beachtung finden!

Nicht Bisson, sondern die Besatzung Sterzings war es, die auf dem Sterzinger Moose von den Passeirern unter Hofer angegriffen wurde; einem ernstlichen Zusammenstoße mit den Truppen des genannten Generals wichen die Bauern in kluger Weise aus. Kommandant der mitziehenden Bayern war nicht General Wrede, sondern Oberstleutnant von Wreden.

Die Nachricht, daß General Lemoine (nicht Lemvine), der den Scharen Bissons folgen sollte, von Peter Mayr zum Rückzuge gezwungen worden sei, steht völlig vereinzelt; der Wirt an der Mahr tritt während der ersten Epoche des Aufstandes noch nicht als Führer hervor.

Doch reiben wir uns nicht an solchen Kleinigkeiten! Das Büchlein besitzt noch einige größere Mängel, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Der Gesichtskreis des Verfassers scheint nicht weiter als bis an die Grenzen des Landes zu reichen; er übersah es, die entscheidenden Ereignisse auf dem großen Kriegsschauplatze an der Donau an richtiger Stelle zu würdigen; hiedurch werden die feindlichen Vorstöße gegen das aufständische Land aus dem Zusammenhange gerissen und bleiben unverständlich. Mit keinem Worte wird der wichtigen Wolkersdorfer Depesche gedacht, die doch sozusagen allein für den ungeheuren Jammer verantwortlich ist, der den letzten Abschnitt der Unruhen begleitete. Er übersieht das politische Los des Landes nach der Niederwerfung des Aufstandes; seine Bemerkung, daß nunmehr harte Erobererwillkür in Tirol herrschte, gilt nur für den französischen Landesteil; Bayern suchte dagegen die Erinnerung an den blutigen Zwist mit kluger Nachsicht zu verwischen.

Noch eine andere Bemerkung sei gestattet. Es ist immer ein mißliches Unterfangen, die Taten großer Völkerorganismen mit dem Maßstabe der Moral werten zu wollen; diese befolgen ja zumeist ihre eigenen Gesetze. Es steht überdies zu befürchten, daß die krankhaften Versuche, die der Verfasser unternimmt, um den Aufstand von diesem Gesichtspunkte zu rechtfertigen, gar leicht versagen könnten; denn die Gleichnisse, die er zur Stütze seiner Ansicht heranzieht, die Perserkriege und den deutschen Befreiungskampf, hinken wirklich nicht mehr.

Im zweiten und dritten Bändchen behandelt Heinrich von Wörndle auf Grund einer Autobiographie den vielverschlungenen Lebenspfad des Wiltener Konventualen Siard Haser. Das prächtige Büchlein, „dem unermüdlichen Erforscher tirolischer Geschichte, Herrn Hofrat Professor Dr. Josef Hirn, zum 60. Geburtstage gewidmet“, erzählt von einem Findelkind, das dem Kloster Wilten vor die Türe gesetzt wurde und im Stiftskoch Peter Haraser einen Pflegevater fand. Herangewachsen wählte der junge Mann das Ordenskleid; durch die Aufhebung des Klosters verlor er seine Heimat, er erhielt jedoch in der Kuratie Straß ein neues Wirkungsfeld.

In allen Einzelheiten schildert Haser, ein begeisterter Anhänger Österreichs, den jedoch der Druck der Verhältnisse vorderhand zu weiser Zurückhaltung zwang, die Befreiung des Unterlandes; er erzählt vom ersten Vorrücken der Gegner, von seinen Mühen, den bedrängten Bewohnern seines Dörfchens Schutz und Sicherheit zu verschaffen; er berichtet von den Kämpfen zwischen der schlecht geführten österreichischen Heeresmacht und den vordringenden französisch-bayerischen Truppen am Eingange des Zillertales, von den

bestialischen Greueln, welche die siegreiche feindliche Soldateska im schönen Unterlande verübte; anziehend weiß er zu melden, wie er Lefebvre in seinem Pfarrhofs bewirtete und von ihm einen Schutzbrief erhielt. In den Vorbereitungen zur dritten Befreiung ist P. Siard bereits einer der einflußreichsten Rufer im Streite; während Hofers Kommandantschaft gewinnt er rasch an Ansehen beim Sandwirt und schwingt sich während der letzten unglücklichen Regungen des Aufstandes zum geistigen Führer des Unterinntales empor.

Nachdem das letzte Aufflackern der Unruhen ausgetreten war, wurde auch er nachdrücklich, freilich vergeblich verfolgt; er fand bei einem befreundeten Bauer auf dem Schlitterberge ein wohl gehütetes Versteck, hatte die Kühnheit, in offenen Kundgebungen über die vergeblichen Mühen seiner Häscher zu höhnen und in wahrhaft begeisterten Worten das Verkehrte der damaligen bayerischen Politik zu geißeln. Erst im Juni 1810 flüchtete er nach Österreich und fand dort als Seelsorger eine bescheidene Stellung; 1815 kehrte er in die Heimat zurück und erhielt den Posten eines Kuraten in St. Sigmund in Sellrain; 1821 setzte der Tod dem vielbewegten Leben ein Ende.

Die schlichten Aufzeichnungen des einsichtigen Priesters, der offen und ehrlich das Gute anerkennt, wo er es findet, entschiedene Tadelsworte wagt, auch wenn sie seine eigenen Landsleute treffen, erschließen eine Fülle von Nachrichten über die Vorgänge im Unterinn- und Zillertale; sie sind eine detailreiche, zuverlässige Quelle für die Schilderung der Maikämpfe, besonders auch der letzten Regungen des Aufstandes in diesen Gebieten; sie gewinnen dadurch noch viel an Reiz, daß unser Gewährsmann es ausgezeichnet versteht, zahlreiche persönliche Erlebnisse recht anziehend in die Erzählung zu verflechten. Es dürften sich wohl nur sehr wenige Bücher finden, die wie dieses geeignet sind, dem Leser den Verlauf des stürmischen Jahres mit allen seinen unerwarteten Wechselfällen und Enttäuschungen, sowie das tragische, daneben doch oft so romantische Geschick der Führer an einem Musterbeispiele in ungeschminkter Wahrheit vor Augen zu führen.

Eine methodische Frage sei noch kurz gestreift. Wäre es nicht vielleicht angezeigt gewesen, die Aufzeichnungen in vollem Umfange wiederzugeben und die erklärenden Zusätze des Herausgebers in Anmerkungen beizufügen? Der Leser hätte dann direkt aus dieser übersprudelnden Quelle zu schöpfen vermocht.

Im 4. Bändchen bietet Oberpostverwalter Josef Psenner ein Lebensbild der tragischsten Gestalt in der ganzen Bauernbewegung, des Mahrerwirtes Peter Mayr. In einer meisterhaft geschriebenen

Einleitung berichtet der Verfasser von der Heimat und der Familie seines Helden, von dessen Lebensschicksalen, bevor ihn die Not des Landes an die Spitze der Schützenscharen rief; kurz, aber geschickt würdigt er die Vorbereitungen zum großen Volksgerichte und führt uns dann rasch in medias res, hinein in die Rüstungen zur dritten Befreiung des Landes; jetzt beginnt die entscheidende Rolle des Mahrerwirtes.

Er befehligt die Landsturmhaufen, die dem Vortrab des stolzen Elsässers in den Schluchten des Eisacktales ein blutiges Halt gebieten; er nimmt als Führer an den Kämpfen bei Innsbruck teil, die jenen zur Räumung Tirols zwingen. In der Brust des kampferprobten Mannes schlägt aber auch ein warmfühlendes Herz; der Wirt an der Mahr ist der Schöpfer jener Maßnahmen, die bestimmt waren, den schwer getroffenen Landsleuten hilfreich unter die Arme zu greifen. Wir finden dann Mayr unter der Schar jener Unversöhnlichen, die nach der unglücklichen Schlacht am Berg Isel den schwankenden Sandwirt bestimmten, die begonnenen Verhandlungen mit dem siegreichen Gegner abubrechen und neuerdings die Fahne des Kampfes zu entfalten; im Verein mit Kolb sucht er mit dem Mute der Verweilung den Vormarsch des Generals Rusca an der Mühlbacher Klause aufzuhalten. Mit dankenswerter Ausführlichkeit schildert Psenner das Ausklingen der Unruhen im Herzen Tirols, die letzten Kämpfe um Brixen, in denen Kolb den General Moreau einzuschließen und abzufangen sucht; Mayr tritt allmählich in den Hintergrund; der einsichtige Mann fühlt sich vom hirnlosen Treiben Kolbs und der durch ihn fanatisierten Bauernhaufen abgestoßen; nahe der Heimat hält er sich vor den feindlichen Spähern verborgen.

Die ergreifende Schilderung der Gefangennahme Mayrs, die tragische Haltung des klassischen Helden in einfacher Lodenjoppe, die letzten Stunden dieses Martyrers der Wahrheit bilden den Schluß des vom Herzen kommenden, zu Herzen gehenden Büchleins; der Anhang bringt noch die wortgetreue Wiedergabe des kaiserlichen Wappenbriefes für die Familie Mayr.

Mit gutem Geschick und klarer Einsicht versteht es der Verfasser, die entscheidenden Momente in der Bauernbewegung herauszuheben, nie versäumt er es, den Zusammenhang der Ereignisse darzulegen; zahlreiche, bisher unbekannte Einzelheiten sind die Frucht seines Fleißes; die liebevolle Anteilnahme für seinen Helden begeistert ihn oft zu fast dichterisch schöner Sprache.

Wer wollte daher wegen einzelner geringfügiger Ungenauigkeiten mit dem Verfasser rechten? Fürwahr, brächten alle Dilettanten, die ihre Mußestunden der Geschichtsforschung widmen, dem

Gegenstände ein so warmes Interesse, eine so verständige Einsicht entgegen, der zünftige Historiker würde mit Freuden solchen Männern die Hand zu einem herzlichen Willkommen schütteln.

F. Hirn.

Die Programm-Aufsätze der österreichischen Mittelschulen des Schuljahres 1906/7, welche auf Tirol Bezügliches enthalten.

Dem Wunsche der Redaktion dieser Zeitschrift entsprechend, hat Referent sämtliche österr. Mittelschul-Programme des Jahres 1907 — einschließlich der Fach- und Gewerbeschulen — durchgesehen (mit Ausnahme der slawischen) und alles ausgezogen, was irgendwie für die Landeskunde Tirols von Wert betrachtet werden kann. Selbstverständlich ist er nicht im Stande, eine wissenschaftliche Würdigung jedes einzelnen Aufsatzes zu geben und mußte sich daher darauf beschränken, durch einen kurzen Hinweis auf den Inhalt die betreffenden Fachkreise auf die in ihrem Gebiete liegenden Abhandlungen aufmerksam zu machen.

Böhm. Leipa, k. k. St.-Gymnasium.

Dr. Rud. Durst, Königin Elisabeth von Ungarn und ihre Beziehungen zu Österreich in den Jahren 1439—42. I. T. 26 S.

Handelt über die Geburt des Ladislaus Posthumus und die darauf folgenden Ereignisse und die vormundschaftliche Regierung unter Friedrich III. von Österreich.

Bozen, öffentlich. Gymn. der Franziskaner.

Jos. C. Rief, Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Kartäuserklosters Allerengelberg in Schnals. V. T. 37S., zus. 238 S.

Für dieses Regestenwerk verweist Ref. auf die eingehende Besprechung desselben von K. Moeser in den »Forschungen und Mitteilungen aus Tirol« 1908 1, S. 58 ff.

Brüx, k. k. St.-Obergymnasium.

Dr. Robert Mayer, Kaiser Rudolf II. und die Nachfolgefrage. I. T. 20 S.

Der Aufsatz handelt nach bereits gedruckten Bearbeitungen die vielfach eingeleiteten Verhandlungen den Kaiser Rudolf zur Vermählung mit seiner Cousine, der spanischen Infantin Donna

Clara Isabella, der Tochter Philipps II. von Spanien und zur Regelung der Nachfolge zu bewegen. Für Tirol hat die Arbeit nur insofern Interesse, als auch die Einmischung des Erzherzogs Ferdinand in diese Frage erwähnt wird. Der vorliegende Teil reicht bis zum Jahre 1565, dem Todesjahre des genannten Erzherzogs.

Feldkirch, Gymn. »Stella matutina.«

Josef Rompel, Die Laubmoose des Herbariums der Stella matutina. I. T. S. 52—63. Enthält den Katalog der reichhaltigen Sammlung der Laubmoose der obigen Anstalt.

Graz, II. St.-Gymnasium.

Dr. S. M. Prem, Graz in den März- und Apriltagen 1848. 25 S.

Dieser sehr interessante Aufsatz des durch seine Arbeiten über tirolische und allgemeine deutsche Literaturgeschichte bekannten Verfassers behandelt zwar, dem Titel entsprechend, nur die Strömungen und Ereignisse, welche in den März- und Apriltagen des Jahres 1848 die Ruhe der bis dahin so stillen Hauptstadt Steiermarks aufwühlten. Einige kleine Fäden dieses so wirren Netzes reichten aber auch nach Tirol herein. So büßte einer der Hauptanführer der damaligen Grazer Radikalen, der 1815 geborene Dr. v. Emperger seine nicht gerade heldenmäßige Beteiligung an den Unruhen der steirischen Metropole durch eine neunjährige Festungshaft in Kufstein. Für tirolische Verhältnisse bemerkenswert sind ferner die Mitteilungen über die Gründung der Studentenkompagnie durch Adolf Pichler in Wien, über den Durchzug derselben durch Steiermark, den Empfang in Graz und die zu ihren Ehren veranstalteten Festlichkeiten daselbst, wodurch Pichlers diesbezügliche Schrift (Das Sturmjahr) manche Ergänzung und im Zusammenhalt mit dem Gesamtbilde auch die entsprechende Beleuchtung findet.

Innsbruck, k. k. St.-Gymnasium.

Dr. C. Lechner, Geschichte des Gymnasiums in Innsbruck. I. T. 41 S.

Der 1. Teil dieser auf gründlicher Benützung des im hiesigen k. k. Statthaltereii-Archive vorhandenen Materials, ferner der einschlägigen Akten des bayerischen Reichs-Archivs in München und der bisher gedruckten Quellen ausgeführten Arbeit behandelt die Gründung des Jesuitenkollegs in Innsbruck, dessen Dotation, die Baugeschichte des Gymnasiums, das ehemalige Nikolaihaus und das Konvikt zum hl. Josef für adelige Studierende und reicht bis zum Jahre 1731. Eine eingehende Würdigung dieser auch für die Lokalgeschichte wichtigen Arbeit ist nach Vollendung derselben, die

in dem Programm der Anstalt im Laufe der nächsten Jahre der Reihe nach erfolgen soll, in Aussicht genommen.

Innsbruck, k. k. St.-Oberrealschule.

Dr. Armin Gassner, Eine verschollene Übertragung von Alessandro Manzoni's »cinque Maggio.« Als Beitrag zur tirolischen Literaturgeschichte. 4 S.

Als die Kunde vom Tode Napoleons I. (5. Mai 1821) endlich den Alp von der Brust Europas genommen, dichtete auch der berühmte Verfasser der Promessi sposi eine Ode auf den Tod des Welterschütterers, welche anfangs handschriftlich von Hand zu Hand ging, später aber auch in Übersetzungen in fremde Sprachen verbreitet wurde. Auch ein Tiroler, Peter Moser, trat nach Jahren mit einer Übersetzung der inzwischen berühmt gewordenen Ode Manzoni's hervor, welche Übertragung Gafner aus der Verborgenheit der »Pustertaler Bürger- und Volkszeitung« vom Jahre 1864 wieder ans Licht zog. Der Verfasser, unter dem Pseudonym »Waldfreund« auch in weiteren Kreisen bekannt, ist geboren im Jahre 1829 zu Alpach, einem weltfernen aber landschaftlich reizenden Seitentale des Unterlandes, wurde später Professor und Bezirksschulinspektor in Rovereto, wo er gegenwärtig noch lebt.

Kremsier, Deutsche Landes-Oberrealschule.

Rupert Geiger, Die Ortler-Alpen. I. T. 33 S.

Nach dem Literaturnachweise handelt das 1. Kapitel über die Grenzen, das 2. über die Einteilung, das 3. und umfangreichste über die bauliche Gestaltung des Gebietes nach Gesteinsaufbau und Gebirgstektonik. Beigegeben ist eine Photographie der Königspitze und des Ortler von der Franzeshöhe aus.

Meran, k. k. Obergymnasium.

Dr. Thomas Wieser, Geschichte des k. k. Gymnasiums der Benediktiner von Marienberg in Meran. III. T. (Schluß) zus. 167 S.

Bezüglich dieser Arbeit wird auf die alle 3 Teile umfassende Besprechung derselben in der Ferd.-Zeitschrift III. Folge, 51. Heft S. 370 ff. verwiesen.

Olmütz, k. k. Oberrealschule.

Theodor Ebner, Die inneren Verhältnisse Österreichs unter Leopold I. 38 S.

Nach einer als Einleitung vorausgeschickten Darstellung der inneren Zustände Österreichs unter Leopold I. und einer kurzen Charakteristik dieses Herrschers behandelt der Verfasser mit Zugrundelegung der einschlägigen Literatur die drei großen Gruppen

der damals so vielgestaltigen Behörden, nämlich die landesfürstlichen Behörden und Ämter mit dem Sitze in Wien als Zentrale, ferner die landesfürstlichen Behörden der Ländergruppen. Im 2. Hauptteil schließt sich daran die Darstellung der Organe der körperchaftlichen Selbstverwaltung nach Landschaften, Städten und Märkten. Eine kurze Erörterung der grundherrlichen Verwaltung bildet als 3. Teil den Schluß. Aus dieser knappen Übersicht ergibt sich von selbst, daß auch insbesondere im 2. Abschnitte gelegentlich tirolische Einrichtungen damaliger Zeit berührt werden.

Proßnitz, Realschule.

Karl Janiczek, Aus der Geschichte K. Sigmunds. 18 S.

Behandelt auf S. 9 auch kurz den Zwist zwischen K. Sigmund und Herzog Friedrich von Tirol.

Rovereto, k. k. St.-Gymnasium.

Annali del ginnasio di Rovereto (dal 1875—1900). 93 S.

Bildet die Fortsetzung der Geschichte dieser Anstalt, welche im Vorjahre gleichfalls als Programmaufsatz erschienen ist.

Sarnen, kantonale Lehranstalt in der Schweiz.

P. Emmanuel Scherer O. S. B., Leo Fischer; Beilage zum Jahresberichte der genannten Anstalt 1907. 145 S.

Da das Kloster Gries bei Bozen eine Tochteranstalt Sarnens ist und obiger Aufsatz auch auf Tirol Bezügliches enthält, so muß derselbe trotz seiner ausländischen Provenienz auch hier Erwähnung finden. Derselbe gibt eine ausführliche Lebensbeschreibung des i. J. 1855 zu Vöslau in NOe. geborenen und im Vorjahre verstorbenen Benediktiners P. Leo Fischer, der nach Zurücklegung seiner an der theologischen Fakultät der Innsbrucker Hochschule betriebenen theologischen Studien als Lehrer, Jugenderzieher, Gelehrter und Dichter eine hervorragende Stelle in seinem Orden einnahm. Seine schriftstellerische Tätigkeit umfaßte auch vieles unser engeres Vaterland Betreffende, so z. B. Skizzen über den Historienmaler Franz Plattner, eine kunstgeschichtliche Studie aus dem Jahre 1886 über Michael Pacher u. a.

Tetschen a. E., Städt. Oberrealgymnasium.

Rudolf Rich, Handelspolitische Unternehmungen der Deutschen in Venezuela im 16. Jahrhundert und deren Bedeutung für die Geographie. I. T. 19 S.

Außer anderen großen Handelsfirmen hatten die Welser in Augsburg Niederlagen in Südfrankreich, in der Schweiz, in den

Niederlanden, in England, Spanien und dem Orient und sprangen wie die Fugger sogar dem Kaiser oft in seiner Geldnot mit ihrer Kapitalkraft bei. Dadurch wußten sie sich große Vorrechte in dem neu entdeckten Venezuela zu verschaffen und sandten zur Ausnützung der dortigen Bergschätze auch Knappen aus Schwaz nach Südamerika. Die wiederholten Züge und dabei erfolgten Kämpfe bilden den Hauptinhalt des vorliegenden Teiles und die Darlegung der weitreichenden Unternehmungen dieses kaufmännischen Großhauses ist für Tirol wegen der vielgefeierten Heirat des Erzherzogs Ferdinand II. mit der Welserin Philippine interessant.

Villach, k. k. St.-Gymnasium.

Dr. Reinhold Lorenzi, B. Hacquet, der erste Ostalpen-Geologe. 27 S.

Diese für Geologen und Botaniker wichtige Lebensbeschreibung Balthasar Hacquets (geb. 1739 in einem kleinen Flecken der Bretagne, gest. als k. k. Bergrat i. J. 1815 zu Wien), der als einer der ersten Pfadfinder auf dem Gebiete der Geologie der Ostalpen schon wiederholt die verdiente Würdigung gefunden hat, ist an dieser Stelle nur deshalb zu erwähnen, weil der genannte Forscher, der zuerst als Militärarzt, später als Bergarzt in Idria und dann als Professor der Chirurgie in Laibach wirkte, auf seinen zahlreichen wissenschaftlichen Reisen auch des öftern nach Tirol gekommen ist und seine Beobachtungen darüber in seinen Werken verbreitet hat, weshalb er auch für die Geologie Tirols von Wichtigkeit ist.

Den Schluß der Abhandlung bildet ein dankenswertes Verzeichnis der zahlreichen Schriften Hacquets und eine Angabe über die biographischen Daten desselben, die zerstreut an verschiedenen Stellen sich finden.

Waidhofen a. d. Ybbs, Landes-Oberrealschule.

Dr. Jos. Krauter, Theorien über die Entstehung der Alpenseen mit bes. Hinblick auf die Seen des Salzkammergutes. 30 S.

Enthält zwar nichts die tirolischen Alpenseen Betreffendes, mag aber als Parallele für ähnliche Arbeiten auch für unsere Seen herangezogen werden.

Wels in Oberösterreich, Städt. Gymnasium.

Florian Hintner, Beiträge zur Kritik der deutschen Neidhart-Spiele des 14. u. 15. Jhdts. IV. T. (Schluß). 59 S. Vgl. die Jahresberichte des städt. Gymn. in Wels 1903/4, 1904/5, 1905/6.

Der Verfasser dieser eingehenden kritischen Beiträge sucht aus verschiedenen Gründen als Heimat des sogenannten großen Neidhart-Spieles Tirol zu erweisen, insbesondere weil einerseits fast die

gleichen Motive auch in Virgil Rabers Sterzinger Spielen sich finden andererseits noch heute im Unterinntal Volksüberlieferungen ähnlicher Art vorkommen, die der Verfasser — selbst ein gebürtiger Tiroler aus Waidring — für die Umgegend seines Geburtsortes beibringt. Das sogenannte kleinere Neidhart-Spiel hält derselbe nach Sprache, Stil und Verstechnik für ein Nürnberger Gewächs. Wer sich mit dieser, allerdings etwas grobschlächtigen Periode der deutschen Literatur beschäftigt, darf insbesondere für Tirol auch die ausführlichen Darlegungen Hintners nicht übersehen.

Wien, XVI. Bz., St.-Realschule.

Dr. Alfred Löbl, Dr. Bartlmä Pezzen, ein österr. Staatsmann unter Rudolf II. Von seinem Leben und Wirken. Nach archivalischen Quellen. 11 S.

Diese auf eingehenden archivalischen Studien beruhende Arbeit schildert die erfolgreiche diplomatische Tätigkeit eines Tirolers während der Verwicklungen mit den Türken unter K. Rudolf II. Entgegen den bisherigen Annahmen, welche die Familie Pezzen aus Wälschtirol und zwar aus dem Nonsberg stammen ließen, weist der Verfasser nach, daß dieselbe selbst ihren Ursprung von einem Deutschtiroler Bürger Lukas Pezzen bei Brixen herleitete, der nach seinem Übertritte aus den kais. Kriegsdiensten in venezianische mit Aberkennung des Adels, Güterkonfiskation und Verbannung bestraft worden war und sich hernach im Trientinischen als Rechtsanwalt niederließ. Nachdem ein später erfolgtes Einschreiten der Familie um Wiederverleihung des Adels von Erfolg begleitet war, trat Bartlmä Pezzen, der 1574 in Bologna zum Doktor beider Rechte promoviert wurde, noch im selben Jahre in den politischen Dienst und kam später als Sekretär des Joachim Frh. v. Sinzendorf nach Konstantinopel, woselbst er wegen seiner Verwendbarkeit allmählig zum selbständigen Geschäftsträger emporrückte und 15 Jahre lang in der türkischen Hauptstadt verblieb. Nach seiner Abberufung wurde Pezzen als einflußreichstes Mitglied des Hofkriegsrates oft dem geheimen Rate beigezogen und mit verschiedenen Verhandlungen betraut. Für seine 28jährigen „treuen, aufrichtigen, nützlichen Dienste in unterschiedlich, ansehnlichen legationibus und schickungen“ wurde er dann in den Freiherrnstand mit dem Prädikate „zu Ulrichskirchen“ (einem Schlosse in Niederösterreich) erhoben, welche Herrschaft ihm für seine Soldrückstände und für geleistete Geldhilfen verschrieben wurde. Früher hatte er bereits aus ähnlichem Anlaß die Herrschaft Altspaur auf dem Nonsberg nebst einem Gnadengelde von 5000 Gulden erhalten.

Da Bartlmä's Ehe kinderlos war und auch seine Brüder nur Töchter hinterließen, so erlosch das Geschlecht der Pezzen im Mannstamme bereits i. J. 1616.

Wien III. Bz., Unterrealschule.

Leopold Wiedenhofer, Geschichte des österr. Salzwesens von 1282 bis 1656. 71 S.

Dieser hauptsächlich aus dem einschlägigen Aktenmateriale des k. u. k. Reichs-Finanzarchivs in Wien und des Salinen-Archivs in Ischl geschöpfte Aufsatz, welcher die Entwicklung des Salzwesens in Hallstadt, Ischl, Ebensee und Gmunden behandelt und daran wertvolle Ergänzungen über den Salzhandel, über die Lage der Salzarbeiter und deren Haltung zur Zeit der Reformation knüpft, kann als wertvolle Parallele für die Arbeiten über die Haller Saline dienen.

Innsbruck.

M. Hechfellner.

Franz Friedrich Kohl, Heitere Volksgesänge aus Tirol (Tisch- und Gesellschaftslieder). Mit Singweisen. Im Volke gesammelt und zusammengestellt. (= E. K. Blümmls Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde I.) Wien, Verlag Dr. Rud. Ludwig 1908. 164 SS. 8°.

Der Volksliedersammlung von 102 Nummern und einem Gedichtteile im Nachtrag geht S. 1—6 eine orientierende Einleitung voraus über Zweck der Arbeit, formale Abgrenzung, stoffliche Gruppierung, Instrumentation der abgedruckten Lieder und gesondert (S. 7, 8) über die verwendete Lautschrift. Die Lieder beanspruchen vorzüglich Bedeutung als volkskundliche Materialsammlung, richten sich aber auch an den Dialektforscher und endlich an ein genießendes Publikum. Dies uneinheitliche Ziel wurde nicht erreicht; für weitere Kreise sind die gebotenen Gedichte eingeständenermaßen (S. 5) ästhetisch zu unbedeutend und der »moderne Dialektforscher« wird mit der rücksichtlich eines Laienpublikums gewählten, das richtige phonetische Bild verzerrenden Lautschrift zu kämpfen haben. Der Volkskunde endlich, von der Kohl doch gar zu verschwommene Vorstellungen besitzt, ist mit einer wirren Materialmenge nicht gedient; da sich diese auf Sprache und literarische Kunstfertigkeit bestimmter Volksstämme bezieht, hätte sie erst in eine wissenschaftlich fundierte

sprachliche Form gebracht und literarhistorisch bearbeitet werden müssen. Solche Forderungen befriedigt Kohls Einleitung nicht, am allerwenigsten aber die grammatischen das Glossar S. 147 ff., in das nur die in Schöpf-Hofers Idiotikon fehlenden Wörter Aufnahme verdient hätten, da die außerdem verzeichneten Selbstverständlichkeiten dem des tirolischen Dialektes Unkundigen das sachliche Verständnis der Lieder doch nicht vermitteln können.

Die formale Abgrenzung der Sammlung ist eine negative und daher unscharfe: nicht Schnaderhüpfel, sondern »größere, meist vieltrophige Gesänge« (S. 1) im Stile des von J. Strolz im Sammler f. Geschichte und Statistik II 57 veröffentlichten¹⁾ zillertalischen »Bürgall« soll sie enthalten. Zu diesem formalen Charakteristikon tritt das äußere steter musikalischer Begleitung der ins Auge gefaßten Poëme, somit die auf ihre metrische Gestalt rückwirkende Sangbarkeit. Die von Kohl konstatierte Instrumentalbegleitung solcher Gesänge wie des »Bürgall«, welche zu Strolz' Zeiten (1807) im Zillertal ohne alles Accompagnement, höchstens mit dem einer Baßstimme abgesungen wurden, ergäbe einen chronologischen Fixpunkt für die ältesten Bestandteile der vorliegenden Sammlung. Innere Berechtigung hätte ein solcher mit beginnender Volkstümlichkeit moderner Begleitinstrumente, wie Gitarre, Zither, Holzharmonika²⁾, gemachter zeitlicher Einschnitt, weil die metrische Gestalt — besonders die strophische Gliederung — sangbarer Lyrik durch das Accompagnement wesentlich beeinflußt wird. Daher hätten weitere Belege zu Strolz' Angaben Wert gehabt! Zunächst bezeugt so Josef Rohrer, Ueber die Tiroler (Wien 1796) S. 116, daß im Zillertal poetische Liebeswerbungen von den Burschen deklamiert wurden und andererseits spricht er S. 73 anlässlich der Musikpflege bei der deutschtirolischen Landbevölkerung nur von der Schwegel, einer höchstens »einige Töne der zwey oder drey gestrichenen Oktave« umspannenden kleinen Querpfeife, die nicht zum Accompagnement von Vokalmusik üblich war und ist. Ähnlich charakterisiert sich der bayerische Hoftiroler Peter Prosch durch Rezitationen³⁾, oder eine in einem ca. 1740 zuerst gedruckten ero-

¹⁾ Wo steht die längere volkskundliche Abhandlung, die das „Bürgall“ begleiten soll? Die Anmerkungen des Herausgebers sind doch nicht damit gemeint?

²⁾ Vgl. Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol I (1844), 254, wo der Begleiter der einsam die Welt durchfahrenden Tirolerin, ein zehnjähriger Knabe, die Holzkharmonika schlägt. Sie singt auch schon (1844!) zur Gitarre, und zwar Wiener Vorstadtpoesie, französische, italienische, spanische Lieder.

³⁾ Siehe in seiner Autobiographie (Neudr. München 1865): „Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tyrolers von Ried im Zillerthal,

tischen Romane auftretende Hoftirolerin durch Gesang ohne Begleitung, durch den sie ihre gräfliche Herrschaft belustigt (Zs. für Kulturgeschichte V 51); auch wird im selben Denkmal (ebda. V 52) von einem „Tantz nach Art der Tyroler“ gesprochen, zu dem begleitender Gesang selbstverständlich war. Andererseits werden die professionellen Tiroler Sänger, die im zweiten und dritten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts außer ihrer Heimat ihre größte Beliebtheit erreichten (vgl. die leicht zu vermehrenden Belege bei John Meier, Kunstlieder im Volksmunde [Halle a. S. 1906] S. LXVI ff.) in ausgedehnterem Maße den Geschmack am Accompagnement der Vokalmusik in die Heimat verpflanzt haben.

Die vorgelegten Gesänge charakterisiert Kohl endlich durch die Vortragsart und ihre Benennung im Volke (S. 3), hauptsächlich aber durch ihre Themen. Sie gehören sämtlich der satirischen Dichtung an und behandeln so sexuelle (Liebe) und sexuell-soziale Verhältnisse (Ehe), Standesdifferenzen (Bauern : Städter), lokale und persönliche Satire. Diese leicht noch weiter auszubauende stoffliche Sonderung ergab leider auch den Einteilungsgrund für das vorgelegte Material: denn eindeutige und scharfe Scheidung nach dem gewählten Vorwurf ist bei Dichtungen, die nicht als Exempel zu einer a priori bestehenden Definition verfertigt sind, unmöglich. Die einzig organische Einteilung der Liedersammlung wäre die nach landschaftlichen Einheiten, also die geographische nach Tälern gewesen. Sie hätte allen Ansprüchen, die an die Sammlung gestellt werden müssen, entsprochen. Es wären dadurch für den volkskundlichen Forscher wissenschaftliche Einheiten gegeben gewesen, aus denen er Lebensgewohnheiten, Ethik, Sprache und künstlerische Ausdrucksfähigkeit eines bestimmten Stammes für eine bestimmte Zeitlage hätte erkennen, mit der Kultur der benachbarten vergleichen und so zu einer Charakterologie der einzelnen tirolischen Stämme vordringen können. Auf diese natürliche Einteilung wiesen ja schon die mehrfach mitgeteilten Liedvarianten (z. B. fünf zum Köstenbraterlied Nr. 85 ff., 3 zum „Bauerndorf“ Nr. 46, Nr. 61 und 62 „Das Dorfschulmeisterlein“, oder Nr. 66 und 67), die so erst zu ihrem bedeutenden Rechte und anschaulicher Wirkung gelangt wären. Auch wäre damit eine der neuesten und berechtigtesten Forderungen über das Zusammenwirken von Literatur-

oder das wunderbare Schicksal. Geschrieben in den Zeiten der Aufklärung. München 1789. Bey Anton Franz, kurfürstl. Hof- Akademie- und Landschaftsbuchdrucker.“ (8^o) S. 341 f. z. B.: „Heut am Namenstages-Feyer Alles jauchzt, und jubiliert: Darum hab ich meine Leyer Auf tyrolisch eingeschmiert. etc.“

geschichte und Volkskunde (vgl. August Sauer's geistvolle Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde“ [Prag, 1907] S. 5 u. 19, 3) erfüllt worden. Leider hat aber Kohl sein Material zu flüchtig zusammengerafft, um ferner zu sehen, daß ebenfalls dem Grammatiker allein auf dieser organischen Grundlage brauchbare Quellen geboten würden; dann hätten die Lieder zur Abgrenzung der Mundarten von einander¹⁾ und zur Illustration ihres Überganges in die Schriftsprache (vgl. Schatz, Die tirolische Mundart [Innsbruck, 1903] S. 75 u. 76) Material geliefert und Erscheinungen festlegen helfen, die Kohl S. 6 ganz mit Unrecht zu seiner Entschuldigung anzieht. Freilich hätte er sich dann genauer mit den Idiomen der edierten Denkmäler befassen müssen, als es gerade die Erfindung seiner Dialektschrift S. 7 erforderte, die ein wunderliches Kompromiß zwischen Lautschrift und Normalschreibung darstellt. Am empfehlenswertesten wäre die überaus klare Lautschrift Kauffmanns gewesen, schon weil sie J. Schatz, Die Mundart von Imst (S. VII) und in der grundlegenden Arbeit über die tirolische Mundart (vgl. S. 9) erfolgreich anwendet. Hätte Kohl wenigstens jene erstere Arbeit gekannt, so hätte er sich auch seine phonetischen Angaben S. 7 gespart!

Daß der Verf. auf die vorgeschlagene natürliche Gruppierung seines Materials nicht verfiel, erklärt sich aus seiner romantischen Anschauung vom Entstehen des Volksliedes, die er kritiklos von Strolz (vgl. S. 2) übernahm, bei dem sie im Jahre 1807 selbstverständlich war. Kohl vergißt, daß das Volk in seiner Vielheit nicht dichtet, sondern von den Überbleibseln der Kunstdichtung ausliest (vgl. John Meier a. a. O. S. XII f.), wobei es prinzipiell gleichgiltig ist, ob das volkläufige Lied von einem sog. Naturdichter oder einem Kunstdichter stammt (Meier S. V), wie denn auch ein Lied durch die Verfasserschaft eines Ungebildeten aus dem Volke nicht zum Volksliede wird (Meier S. XI). Der in der Einleitung S. 2 eingenommene Standpunkt Kohls gegenüber den Ergebnissen Meier'scher Forschung muß umsomehr Wunder nehmen, als diese durch eine Reihe der mitgeteilten Lieder bestätigt wird: wie schon früher in seinen Echten Tirolerliedern S. XV (vgl. John Meier S. IV) gelingt ihm mehrfach trotz der Gleichgiltigkeit des Volkes gegen die aus seiner Mitte stammenden Verfasser seiner Lieder (Meier S. II) solchen auf die Spur zu kommen und manchmal ein Lied auf Jahr und zugrunde liegende Situation zu bestimmen. Am gesichertsten ist

¹⁾ Wichtige Anhaltspunkte hätten die Ermittlungen von Schatz, D. t. M. S. 77 ff. über mundartliche Grenzlinien in Tirol gegeben. Diese Grenzen wären mit den eben gemeinten landschaftlichen identisch.

wohl die Autorschaft vom »Nationallied« (Nr. 51) des Müller- und Bäckerburschen Christian Dandler in Fieberbrunn († 20. Nov. 1894 vgl. Kohl S. 84), dem Kohl auch Nr. 42 und mit mehr Bestimmtheit Nr. 52 und 53 zuweist. Die Volkkläufigkeit des »Oberndorfer Gsangl« (Nr. 53) mit einer Reihe nur durch einen Kommentar verständlicher Einzelheiten ist indes verdächtig, obgleich sie sich sonst von Gelegenheitsgedichten bezeugen läßt (vgl. John Meier S. L), gar wenn sie eine berufsmäßige Volkssängerin zur Verbreiterin haben, wie Dandlers Gesänge, die auffällig an Lise Blattl (vgl. über sie S. 10, 24, 86) geknüpft sind. Doch haben sich die das Substrat von Nr. 53 bildenden Ereignisse vor Anfang Jänner 1889, der Vortragszeit des Gedichtes, zugetragen, müssen also bereits interesselos sein, ferner versäumt Kohl S. 88 eine Quellenangabe und Mitteilungen über die Verbreitung des Gedichtes. In den meisten anderen Fällen, in denen der Herausgeber Dichter nachweist, dürfte es sich um Liedübertragungen durch eine auffällige und daher zähe in der Erinnerung haftende Person handeln, der dann einfach die Autorschaft des von ihm überlieferten Gesanges zugeschrieben wird (vgl. John Meier S. V): ein deutlicher Fall von Liedübertragung war S. 24 bei Lise Blattl, S. 110 beim »Locher« zu konstatieren; Nr. 73 wurde in den 70er Jahren des XIX. Jahrhunderts von einem aus Brixen kommenden Bänkelsänger, dem »Dröckbinder« (vgl. S. 112) nach Durnholz eingeführt, Nr. 77 ebendahin in den 80er Jahren von einem Roßdeckenhändler aus dem Pustertale (vgl. S. 117). Durchsichtig ist auch die bloße Übertragung von Nr. 87 durch den Figott-Locher, der in dieser Rolle mehrmals in Kohls Sammlung (vgl. S. 58 u. 111) begegnet, weil das Köstenbraterlied in mehreren Varianten nachgewiesen ist. Bei diesem Stück ließe sich durch Vergleich mit den andern aus dem Sarntal stammenden Poëmen und den übrigen Köstenbraterlied-Versionen vielleicht sogar ermitteln, welchen Anteil der Figott-Locher, wohl ein Durnholzer Bauer, an der Redaktion der vorliegenden Variante gehabt hat und welche Version ihm vorlag. Gläubiger wird man sich der Autorschaft des Franz Überbacher gegenüber verhalten dürfen, da er an zwei Stellen (S. 66 u. 94) als Dichter genannt wird¹⁾. Die Angaben über den anonymen Verfasser der »Latscher Musikanten« (Nr. 79) auf S. 120 scheinen einer Lokalanekdote zu entstammen, die sich nachträglich an das berühmte Lied geknüpft hat. Ob endlich der nach einer sehr alten Weise gesungene »Kitzbichlerball« — Melodieübertragungen sind

¹⁾ Kohl widerspricht sich: S. 66 heißt Ü. ein Mann aus dem Volke, S. 94 ist er Lehrer.

übrigens häufig; man denke beispielsweise an die *Contrafacta* weltlicher Ldd. im 14. und 15. Jh. und innerhalb der vorliegenden Sammlung an die Identität der Hopfgartnerweis mit der Melodie eines Wiener Bänkelliedes S. 53 — auf eine Bauernunterhaltung im Dezember 1833 vom Voidlbauer = Franz Grandner in St. Johann i. T. gedichtet oder nur von ihm redigiert wurde als später, entfernter Abkömmling der mittelalterlichen Neitharte (vgl. z. B. Neithart Fuchs ed. Bobertag V. 463 ff., oder ebda. das »Neitharcz gresz« V. 3282 ff., auch Ldb. der Clara Hätzlerin ed. Haltaus II 67 »Von Mayr Betzen«), ob er also einer bestimmten Situation entsprach oder angeregt durch eine solche der Tradition einer literarischen Gattung, hätten stilistische Beobachtungen Kohls dartun sollen. Ausführlichere Aufschlüsse über Wechselbeziehungen zwischen Kunstform und (typischer oder individueller) Situation (vgl. nur das S. 22 abgedruckte Beispiel der Schleggllieder) ist der Herausgeber zum Schaden der Verständlichkeit seines Materiales ebenso schuldig geblieben wie metrische Erörterungen, die bei der Reichhaltigkeit der in der Sammlung vertretenen Formen lehrreich genug hätten werden können.

Im ganzen ist der wissenschaftliche Wert der vorgelegten Gesänge und die Notwendigkeit der den einzelnen Nummern beigegebenen knappen Bemerkungen, die oft recht grelle Schlaglichter auf die Entstehungsart des volkläufigen Liedes werfen, anzuerkennen; doch wurde die Sammlung durchaus ungenügend und von veraltetem Standpunkte bearbeitet und in einer für wissenschaftliche Beobachtungen unbrauchbaren Form vorgelegt.

Innsbruck.

Dr. O. Schissel v. Fleschenberg.

Cölestin Wolfsgruber: Friedrich Kardinal Schwarzenberg. I. Band: Jugend- und Salzburgerzeit. Wien und Leipzig. Karl Fromme 1906. XV und 372 S.

In diesem Werke unternimmt es W., ein Bild vom Leben und der Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes zu geben, der einer allgemein- wie kirchenpolitisch überaus wichtigen, noch nicht allzubekanntem Zeit angehört; daher können wir W. für den Gedanken, in der Gestalt des Kardinal Schwarzenberg Kirchengeschichte Österreichs darstellen zu wollen, dankbar sein.

Dabei standen dem Verfasser »die Urkunden, Aktenstücke, Hausbriefe und Familienschriften des fürsterzbischöflichen Archivs zu

Prag und des fürstlichen Zentralarchivs in Krumau« (Einl. S. VI) zur Verfügung. Doch hat er im ersten Bande noch andere Quellen, so die Protokolle über die Verhandlungen der Würzburger Bischofskonferenz 1848 (S. 295), des österreichischen Reichstages 1849 (S. 303) und die »Wiener Kirchenzeitung« 1848 (S. 283) benützt, ohne sie in der Einleitung zu nennen. Die einschlägige Literatur ist nicht allzureichlich herangezogen.

Dem Entwicklungsgang Schwarzenbergs bis zu seiner Ernennung zum Erzbischof von Prag (1850) — so weit reicht nämlich der erste Band — widmet W. 15 Kapitel, von denen acht in ungehörig breiter Weise, ist doch dem Jahr 1848 ein recht bescheidener Raum gewährt, den Entwicklungsgang des Prinzen bis zu seiner Wahl zum Salzburger Erzbischof behandelt. Das erste davon unterrichtet über manche teils charakteristische, teils recht unbedeutende Ereignisse der Kindheit. Ähnlichen Inhaltes ist das zweite Kapitel, das dem »werdenden Jüngling« gilt, der nach W. (S. 10) mit der ersten Lateinstunde »zu werden« anfängt, während die beiden nächsten sich mit den philosophischen und juridischen Studien des Prinzen beschäftigen. Die geistlichen Studien begann er in Salzburg unter der Leitung seines väterlichen Freundes, des Erzbischofs Gruber, der ihn zur Vorbereitung für den theologischen Doktorgrad 1830 auf ein Jahr nach Wien sandte, wo er ins Seminar eintreten sollte. Allein der regierende Fürst, wohl in der Hoffnung, sein Sohn werde doch noch das geistliche Kleid mit dem weltlichen vertauschen, ließ es nicht zu und »sah ein fein ausgesponnenes Jesuitenstück in der ganzen Sache, angelegt, damit« dieser »ja seiner Familie fremd werde und den Geistlichen nicht mehr entkomme« (S. 96). Diese Episode, die die Absichten des Vaters, die Pläne des Erzbischofs und den tiefen Kummer des Prinzen über diesen Widerstreit der Pflichten so gut zeigt, ist überaus charakteristisch. Der Brief, den Schwarzenberg 1833 von einem Vikariatsprovisor aus dem Zillertale erhielt, ist durch den Umstand, daß er vier Jahre vor der bekannten Protestantenvertreibung abgefaßt ist, von nicht geringer Bedeutung (S. 132 f.). Im selben Jahre wurde Schwarzenberg zum Priester geweiht und zwei Jahre später nach dem Tode des Erzbischofs Gruber zu dessen Nachfolger gewählt. Eine Tiroler Visitationsreise führte ihn im August 1836 ins Zillertal zu den »Schmerzenskindern seiner Diözese«, die schon im Jänner des folgenden Jahres auswandern mußten. Dieser Teil des Werkes (S. 191 ff.) bringt mehrere recht bedeutende Briefe und ist so für die tirolische Geschichte von nicht geringer Bedeutung. Es wäre allerdings ein näheres Eingehen auf dieses bekannte Ereignis zu wünschen gewesen, das ja von allge-

meinem Interesse ist. Ein Brief an den Kardinal von 1844, voll trüber Ahnungen, weist deutlich auf das kommende Sturmjahr hin (S. 237). In dem diesem gewidmeten Kapitel kann mancher der publizierten Briefe als willkommener Beitrag zur Erkenntnis dieser Zeit dienen. An der Tiroler Ständeversammlung dieses Jahres nahm Schwarzenberg nicht selbst teil, berief aber seinen Klerus nach Salzburg, wo ein politisches Blatt, die „Salzburger konstitutionelle Zeitung“ gegründet wurde; bald darauf tagte dort auch eine Synodalversammlung, die in einer Adresse an die Reichsversammlung die Wünsche der katholischen Kirche in Österreich formulierte. Denselben Ziel galt die bischöfliche Versammlung zu Würzburg. Wie verschiedene Ideen über die Art der Neugestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche damals herrschten, zeigt ein beachtenswerter Brief S. 300. Durch unermüdete Reisen nach Wien, Audienzen beim Kaiser und Konferenzen mit den Ministern suchte Schwarzenberg die schwebenden Fragen in seinem Sinne zu lösen; so erfolgte im März 1849 die Bekanntmachung der „Konstitution“, die jeder staatlich anerkannten Kirche, also auch der katholischen, die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, den Besitz und Genuß ihrer Anstalten, Stiftungen und Fonds zusicherte. Der Organisation des Religionsunterrichtes an den Gymnasien und manch anderer kirchlichen Frage galten lange Verhandlungen des Kardinals mit dem Unterrichtsminister Thun, die mit großem Erfolge für ersteren endeten. Viele Briefe Thuns, einige des Kardinals und anderer zum Teil unbekannter Personen ermöglichen es, sich über diese Angelegenheit und die Aufnahme der Entscheidung in den verschiedenen Lagern ein klares Bild zu machen. Damit ist der Inhalt, so gut es eben der enge Raum gestattet, in Kürze skizziert. Nun wollen wir uns der Art, wie W. das Thema behandelt hat, zuwenden.

Schon aus einer flüchtigen Durchsicht des Werkes ergibt sich der Eindruck, daß W. von dem ihm zur Verfügung gestandenen Material allzuviel publiziert, ohne es gehörig verarbeitet zu haben. Ohne Zweifel besitzt manche der vielen Publikationen von Briefen, Hirtenschreiben u. ä. recht bedeutenden Wert und W. hat so manches interessante Stück der Öffentlichkeit geschenkt. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß ein großer Teil davon viel kürzer hätte gefaßt werden können, ohne daß der Inhalt Schaden gelitten hätte; manche freilich entbehren jeglicher Bedeutung. Viel praktischer, ja geradezu notwendig wäre es gewesen, die Briefe, Hirtenschreiben u. dgl. in einem Anhang wohl geordnet zusammenzustellen. Hierin liegt ohne Zweifel ein Hauptfehler der Darstellung; wollte nämlich hinterher jemand diese Trennung durchführen,

erhielte er zwar einen reich ausgestatteten Ausgang, aber einen zusammenhangslosen, gänzlich unbedeutenden Text. W., der diese Art der Darstellung mit Vorbedacht gewählt hat, sucht sie auch zu begründen (Einl. VI): »Wer dieses Lebensbild eines Blickes würdigt, wird finden, daß in demselben die Berichte in voller Ursprünglichkeit und Wahrheit sich zusammengefügt finden, wie die Steinchen eines Mosaiks. Es erschien nicht nur schicklich, den hohen Herren, die sprechend auftretend, nicht ins Wort zu fallen, sondern es scheint dies auch durchaus richtig zu sein.« Allein ein bloßes Zusammenfügen der Briefe kann niemals genügen; hier muß der Historiker einsetzen, der das Material unermüdlich und mit größtem Eifer prüft und sichtet, um es endlich wohl auch zusammenzusetzen, aber nicht unverbunden in Form eines Mosaiks, sondern — um im Bilde zu bleiben — in einem wahrheitsgetreuen, farbenprächtigen, von künstlerischem Geiste erfüllten Gemälde.

Es ist zu wünschen, daß W. beim 2. Band seines Werkes gründlicher und wissenschaftlicher zu Werke geht, dann gewänne dieser im Vergleich zum 1. Band an Wert und Brauchbarkeit.

Innsbruck.

Josef Mayr.

Julius Ficker (1826—1902). Ein Beitrag zur deutschen Gelehrten-geschichte von J. Jung. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1907. XIV, 572 S.

Es ereignet sich in Österreich überaus selten, daß ein Forscher ersten Ranges, der sich einen internationalen Ruf geschaffen, allen verlockenden Anträgen auf eine auch äußerlich große Lebensstellung widersteht und der kleineren Universität treu bleibt, wohin ihn das Schicksal zu Beginn seiner Laufbahn geführt. Ein solcher Mann war Julius Ficker. Er, der Westfale, hat Land und Leute von Tirol so von Herzen lieb gewonnen, daß er in Innsbruck seine zweite Heimat gefunden. Hier gründete Ficker seine weitbekannte Schule; hier entfaltete er jene gewaltige Forschertätigkeit, die seinen Namen berühmt gemacht hat. Für das Verständnis von Fickers Handlungsweise dürfte nicht ganz belanglos sein, daß seine Wiege nicht in Österreich, sondern im Norden Deutschlands gestanden. Im deutschen Reiche sind ja die glänzendsten Namen seit je auch

in kleinen Universitätsstädten anzutreffen, während bei uns — keineswegs immer zum Vorteil der Sache — die akademische Laufbahn sich fast in der Größe der Universitätsstadt spiegelt, was freilich in den Verhältnissen, wie sie nun einmal liegen, begründet ist. Um so größer ist die Dankesschuld, welche die Universität Innsbruck, Tirol und der österreichische Staat dem edlen Sohne der roten Erde dafür abzutragen haben, daß er seine segensreiche Wirksamkeit gerade an sie knüpfte. In der Tat ist schon vieles geschehen, um diesem Danke Ausdruck zu verleihen. Dem reiht sich nun das wirkungsvolle Denkmal an, welches Julius Jung dem Lehrer und Meister in Gestalt des vorliegenden Lebensbildes errichtet hat.

Dieser mit pietätvoller Verehrung und gediegener Sachkenntnis geschriebene »Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte« gibt uns eine inhaltsreiche, auf zuverlässiger Grundlage beruhende, mit minutiöser Genauigkeit gearbeitete Schilderung von Fickers Lebensgang und Lebenswerk. Der Eindruck, den die Lesung des Buches wohl allgemein hinterlassen dürfte, mag beweisen, daß Jung seine schwierige Aufgabe richtig erfaßt und glücklich durchgeführt hat, insbesondere auch darin, daß er seinen Gegenstand nicht zu isoliert behandelt, sondern aus der Gesamtheit der Verhältnisse heraus das Bild Ficker's sich entwickeln läßt. Er vergißt nicht, den Zeit-hintergrund zu malen, den Leser in die Zeitströmungen zu versetzen, ihn mit allen Menschen und Zuständen näher bekannt zu machen, welche für seinen Zweck in Betracht kommen. Derart gewinnt die Darstellung an lebensvoller Frische, und Ficker's Wesen und Eigenart wird erst tiefer verständlich. Zwar wird der Kenner von Ficker's Werken schon durch sie auch einen Einblick in den Menschen Ficker getan haben. Denn von Ficker's Arbeiten gilt gleichfalls, was Heinrich Brunner über die Arbeiten von G. Waitz sagt: »Sie spiegeln die strenge Wahrhaftigkeit und die unerschütterliche Gewissenhaftigkeit seines schlichten und lautereren Wesens. Es gibt wenige Historiker, deren wissenschaftliche Bedeutung und Methode so vollständig in den Grundzügen des Charakters aufgeht, wie dies bei Waitz der Fall ist.« Aber Jung's Material bringt uns Ficker's Persönlichkeit noch weit näher. Wir stoßen da auf das bis in die fünfziger Jahre hinein geführte Tagebuch Ficker's, sowie auf ein Notizbuch über die italienische Reise 1853/54. Dann aber auf den höchst wertvollen Briefwechsel mit J. F. Boehmer. Mancher Brief ist eine kleine Abhandlung. »Ein wahrer Schatz für die Hodegetik der Geschichte des deutschen Mittelalters ist hier aufgespeichert« (Vorrede S. IV). Außerdem ist der für die vertrauten Beziehungen beider Männer bezeichnende Briefwechsel mit

dem Grafen Leo Thun, mit Chr. Fr. Stälin und E. Mühlbacher herangezogen. Briefe sind stets von hohem Interesse, wenn es gilt, Natur und Charakter einer Persönlichkeit zu ergründen. Nicht umsonst ist man in unseren Tagen mehr denn je bemüht, den Briefwechsel bedeutender Menschen der Allgemeinheit zu vermitteln. Es wäre sehr wünschenswert und Gewicht darauf zu legen, die Öffentlichkeit auch mit Ficker's Korrespondenz bekannt zu machen, soweit sie für die Öffentlichkeit Bedeutung besitzt. — Weil Jung Heimat, Familie und Jugendzeit ebenfalls in Betracht zu ziehen hatte, mußten die Schriften der Annette v. Droste-Hülshoff sowie einiges aus der Feder Levin Schücking's auf diese Punkte untersucht, auch Ficker's noch lebende Schwester um Auskunft gebeten werden. Mitteilungen machte ferner ein Jugendfreund Ficker's, H. Hüffer, welcher Erinnerungen hinterließ, die seines Verhältnisses und seines Verkehrs mit Ficker gedenken. Zu sonstigen persönlichen Mitteilungen gesellte sich noch die erschöpfend ausgebeutete Literatur über Ficker. Jung hat sogar eine Reise nach Westfalen (1905) nicht gescheut, um sich an Ort und Stelle zu orientieren.

Der Inhalt gliedert sich in 22 Kapitel. Sie erörtern: Familie und Heimat; die Studentenjahre in Bonn und Münster; die Revolutionszeit 1848/49 (Münster, Berlin, Frankfurt a. M.), sowie die Examina in Bonn; die Edition der „Münsterischen Chroniken des Mittelalters“; die Dozentur in Bonn; die Berufung nach Österreich; das erste Jahr in Innsbruck 1852/53; die italienische Reise 1853/54; den Ruf nach Bonn; die Begründung der Innsbrucker Schule; die wissenschaftlichen Arbeiten 1854—1863; die Anteilnahme an der Universitätsreform und die Beziehungen zum Grafen Leo Thun; den Streit mit Sybel; Boehmer's Erbe; die großdeutsche Politik und den Auszug gegen die Garibaldiner 1866; die Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens; Ficker's Stellungnahme zur Erklärung Döllinger's in Sachen des Vaticanums, sein Verhältnis zur Münchener historischen Kommission und zu den Monumenta Germaniae historica; die Beiträge zur Urkundenlehre; die Neubearbeitung der Boehmer'schen Regesten; Ficker's Tischgesellschaft „Noricum“, das Innsbrucker Statthaltereiarchiv, die Wanderungen im Hochgebirge, den Rücktritt vom Lehramte; die letzten Werke; den Lebensabschluß. Das Kapitel über Ficker's letzte schriftstellerische Thätigkeit, die Untersuchungen zum germanischen Eherechte und zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte hat Hans v. Voltolini ausgearbeitet.

Wie sich überhaupt der Genius schon früh zu verraten pflegt, so trat auch bei Ficker eine ausgeprägte Vorliebe für die Vergangenheit, fürs Altertümliche, für Geschichte bereits im jugend-

lichen Alter zutage (S. 17 ff., 42 ff.). Merkwürdig ist speziell die Ahnung künftiger Größe in einer Tagebuch-Eintragung von 1844: »Lebe ich lange, werde ich mir dann wohl einen solchen Namen erwerben, daß mein jugendliches Porträt ein größeres Publikum interessieren kann. Wer weiß, ob nicht ein berühmter Geschichtsforscher« (S. 19 A. 1). Im Zusammenhang (damit beschäftigte er sich viel mit dem Gedanken, dereinst deutsches Recht zu dozieren (Tagebuch 1846 März 3, S. 37 A. 6). In romantischer Begeisterung schwärmte er für ein großes, einheitliches deutsches Vaterland, das aber doch die Selbständigkeit und Eigentümlichkeit der deutschen Stämme nicht unterbinden sollte (S. 65). Ein im Konzept vorliegende Rede auf dem Sommerkommers der Franconia in Bonn (1849) gibt dieser Stimmung in kernigen Worten Ausdruck (S. 81 f.). An der schönen Grundidee: daß das Ganze der Nation im Auge zu behalten sei, während die Teile sich unterordnen müßten, hat Ficker sein Leben hindurch festgehalten. Wenn er ungeachtet der Gestaltung der staatlichen Verhältnisse Deutschlands ein Reich unter Führung Österreichs noch weiterhin für möglich und aussichtsvoll hielt, so dachte er wohl nicht realpolitisch genug. Die nationale Zusammensetzung unseres Staates und die unaufhaltsam sich vollziehende Steigerung der politischen Macht der großen Volksmassen hätten praktische Schwierigkeiten ergeben, welche schwerlich zu bewältigen gewesen wären. Wenn Ficker hingegen immer wieder die hohe Bedeutung eines starken Österreich unter Führung seiner Deutschen betonte, an der entscheidenden Wichtigkeit Deutsch-Österreichs für die ganze deutsche Nation festhielt, die Erhaltung und Kräftigung des österreichischen Deutschtums auch für das neue Deutsche Reich geradezu als eine Lebensfrage beurteilte (s. z. B. S. 549 A. 2): so ist dies eine Wahrheit, welche die Entwicklung der Dinge immer wuchtiger erhärten dürfte. Politischer Scharfblick ging Ficker eben keineswegs ab, mochte auch seinen Hoffnungen auf Erfüllung der großdeutschen Idee, der er gehuldigt, die Verwirklichung versagt geblieben sein. Beweis dessen die Tatsache, daß er schon 1870 die vereinte Gegnerschaft der Franzosen und Russen gegen Preußen-Deutschland voraussagte (S. 396). Was er Preußen vorwarf, das war die Erhebung des Teiles über das Ganze. Eine hier einschlägige kleine Episode bei Jung S. 396 A. 1. In Preußen sah er den Zertrümmerer der allein echten deutschen Einheit. Bekanntlich liebt man es im neuen Reiche, schlechthin von der errungenen nationalen »Einheit« zu reden. Diese Sprache machte auf den für die Deutschen Österreichs warm fühlenden Mann einen verletzenden Eindruck. Und mit bitterer Ironie konnte er sich äußern, wenn in Österreich selbst eine

solche Einheit gepriesen ward. — 1848 finden wir Ficker auch in Berlin, wo er im königlichen Schlosse Wache bezog (S. 65). — Der Kuriosität halber mag ferner hier Erwähnung finden, daß man auf den sonderbaren Einfall kam, Ficker, der damals Ordinarius in Innsbruck war, als Extraordinarius nach Bonn zu berufen (S. 189). — In welcher vornehmer Weise Ficker finanzielle Fragen behandelte, illustriert der Wiener Brief, worin er sich bereit erklärte, in Innsbruck zu verbleiben, es dem österreichischen Ministerium anheimgebend, ob es in Betreff seines Gehaltes eine Ausgleichung eintreten lassen wolle (S. 194). — Seine rührende Anhänglichkeit an Tirol bezeugen die Tagebuch-Eintragungen mehrfach (S. 196, 199). — Beherzigenswerte Äußerungen Boehmer's und Ficker's gelten der Wichtigkeit der kleineren Universitäten (S. 200, 289). »Ich meine immer, daß aus deren Mitte, dort wo die Wissenschaft nicht im Strudel der Hauptstadt übertäubt wird oder nur als Nebensache besteht, tiefere Innerlichkeit sich entwickeln könne und regere Wirksamkeit.« Ficker wendete sich gegen die Ansicht, als ob es genüge, in Wien oder Prag allein vollständige Universitäten zu unterhalten. Kleinere Universitäten hätten den Vorzug der Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung des Lehrers auf den einzelnen Schüler. In treffenden Worten kennzeichnete er die günstige Lage Innsbrucks als Universitätsstadt (S. 286, 288). — Wie sehr Ficker seinen Schülern beistand, sich für sie einsetzte, davon geben seine Beziehungen zu Alfons Huber ein gutes Beispiel (S. 214 ff.) — Der Bericht über Hubers Tätigkeit, um dessen akademische Laufbahn zu sichern, verbreitet sich in interessanter Weise über Probleme der Unterrichtspolitik (S. 226 ff.). — Ficker's Natur widerstrebte aller literarischen Sensation. Diese Noblesse in literarischen Dingen spricht z. B. aus dem Begleitschreiben, womit er 1869 den zweiten Band der »Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens« dem Grafen Leo Thun übersandte. Es handelte sich um die Erörterungen über die Rekonstruktionen der römischen Kirche im 13. Jahrhundert, welche mit Rücksicht auf die Rechtsbasis des »Kirchenstaates« von allgemeinerem und geradezu aktuellem Interesse waren (S. 304 f.). — Ficker hat das Banner der deutschen Wissenschaft in Österreich hochgehalten. Charakteristisch ist in der Hinsicht die im Konzept erhaltene Rede, welche er zu Ende 1866 bei der Feier anlässlich der Verleihung des Ordens der eisernen Krone gehalten hat. »Ich will das Verhältnis nicht näher erörtern; Sie werden es ohnehin verstehen, wenn ich sage, die Wissenschaft ruht jetzt überall auf einer nationalen Grundlage, aber nicht jede Nation hat ihre eigene Wissenschaft; nur bei einzelnen Nationen treffen die mancherlei

Vorbedingungen zu, welche ein selbständiges wissenschaftliches Leben ermöglichen. Zu diesen gehört die deutsche; wenn wir von deutscher Wissenschaft sprechen, so berühren wir damit das Gebiet des deutschen Lebens, auf welchem unsere Nation, wenn sie nicht allen anderen voransteht, mindestens jeder andern gleichsteht. Und für Österreich kann überhaupt nur von deutscher Wissenschaft die Rede sein. Seit die engeren Beziehungen zu Italien gelöst sind, gibt es in Österreich keine andere Nation, welche den Beruf und die Mittel zu selbständigem wissenschaftlichen Leben hätte; es kann ein Tscheche oder Pole an Gelehrsamkeit vielleicht jedem Deutschen würdig zur Seite treten, es kann ein in tschechischer oder polnischer Sprache geschriebenes Buch vielleicht den Vergleich mit keinem deutschen zu scheuen haben; und dennoch werden wir von keiner tschechischen oder polnischen Wissenschaft sprechen können; es wird sich doch leicht ergeben, daß wir es in den meisten Fällen nur mit deutscher Wissenschaft in fremdem Gewande zu tun haben. «

»Wie die Sachen einmal liegen, so ist es nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, für Österreich würde der Ausschluß von der deutschen Wissenschaft gleichbedeutend sein mit dem Ausschlusse von der Wissenschaft überhaupt. Daß dies nicht geschehe, daß die Lockerung der politischen Beziehungen nicht auch eine Entfremdung der geistigen Interessen zur Folge habe, dafür zu sorgen ist vor allem Sache der Deutschen in Österreich und wieder vor allem der Hauptträger deutscher Wissenschaft (dahier), der deutsch-österreichischen Universitäten. Bleiben wir uns dessen immer bewußt, denken wir immer daran, daß Lehrer und Lernende nach Kräften zusammenwirken sollen, damit unsere Universität ihrer Aufgabe als Grenz-feste deutscher Wissenschaft im Süden ebenso gewachsen bleibe, als der Aufgabe, durch ihre wackeren Söhne an der Verteidigung der deutschen Landesgrenze teilzunehmen« (S. 394). Bekanntlich fehlt es in Österreich gerade jetzt wieder nicht an jenen bedenklichen Bestrebungen, welche Unterrichts- und Universitätsfragen überwiegend unter dem Gesichtspunkte nationaler Machtpolitik behandelt wissen wollen; welche auf dem Wege der Errichtung von noch weiteren nicht-deutschen Universitäten die Wirksamkeit der deutschen Wissenschaft und Universität zurückzudrängen suchen. Da ist es doppelt nötig, solcher goldener Worte von berufenster, Österreich treu ergebener Seite eingedenk zu sein.

Ficker war völlig frei von Eitelkeit auf äußere Würden und Auszeichnungen, sowie sehr feinfühlig, wenn ihm literarisches Unrecht widerfuhr. Diesbezüglich ist seine Ablehnung der Wahl in die Münchener historische Kommission — eine Folge des Streites mit Sybel — bezeichnend (S. 436 ff.). Es gebe persönliche Ver-

hältnisse, »denen gegenüber jede andere Erwägung schweigen muß, in welchen sich insbesondere jemand nichts vergeben darf, der sich, wie ich, seit dem Beginne seiner Laufbahn vorwiegend auf sich selbst angewiesen sah, dem der Rückhalt fehlte, welchen anderen der Zusammenhang mit der Genossenschaft einer Schule oder Partei gewährte.« Die Achtung vor sich selbst schien ihm zur unverbrüchlichen Pflicht zu machen, jeden Verkehr mit Sybel abzulehnen.

Ich habe hier einige Einzelheiten namhaft gemacht, um zum Lesen dieser vielfach außerordentlich interessanten Biographie anzueifern.

Jung hat sein Buch mit vier Bildnissen Ficker's ausgestattet, wovon das — mir bereits früher bekannte — Jugendbildnis (nach S. 26) besonders willkommen sein dürfte.

Dem Texte ist das Faksimile des Briefes angefügt, den Ficker 1854 Mai 30 nach Ablehnung des Bonner Rufes an Böhmer schrieb. Ein sorgfältig ausgearbeiteter Index beschließt das Werk.

Möge Jung's Publikation recht zahlreiche Leser finden! Zumal unser junger akademischer Nachwuchs sollte sie gründlich einsehen, um das Gelesene für den eigenen Lebensgang nutzbringend zu verwerten.

Julius Ficker hat uns gelehrt, daß auch in bescheideneren äußeren Verhältnissen bei Vorhandensein nicht weniger und bedeutender Schwierigkeiten Großes erreicht werden kann, wenn wissenschaftlicher Geist, Tatkraft und Ausdauer sich vereinen; wenn in der akademischen Laufbahn nicht bloß der kühl berechnende Verstand, sondern auch einigermaßen das Gefühl zu Worte kommt; wenn eine bedeutsame Idee stark genug geworden, um geneigt zu machen, persönliche Vorteile und Interessen den sachlichen Interessen unterzuordnen, falls höhere Gesichtspunkte es erfordern. Und so wünsche ich herzlich, daß Jung's Bemühungen den Erfolg haben möchten, dazu beigetragen zu haben, daß der Geist, welcher Ficker beseelte, im Universitätsleben Deutsch-Österreichs immer fester und tiefer Wurzel fasse. Dann hat das Buch Jung's in verdienstlicher Weise mitgewirkt, die deutsche Universität und Wissenschaft in Österreich endgiltig zum Siege zu führen.

Graz.

Prof. Paul Puntschart.

Karl Köchl. Die Bauernkriege im Erzstift Salzburg in den Jahren 1525 und 1526. (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde XLVII. Vereinsjahr 1907). S. 1—117.

Die Geschichte Salzburgs hatte bis in die jüngste Vergangenheit gerade in der Erforschung dieser für das Erzstift so bewegten Zeit einen sehr fühlbaren Mangel an darstellender Literatur aufzuweisen. Im Vorliegenden hat nun K. versucht, diese Lücke auszufüllen. Seine Arbeit stellt sich zur Aufgabe, Ursachen, Verlauf und Folgen dieses nahezu zweijährigen Kampfes zu untersuchen, gleichsam um damit eine neue Stufe zu bilden, auf welcher jene tiefere Erkenntnis der deutschen Bauernkriege fortzuschreiten vermag.

Leider muß man sagen, daß dieses Ziel seiner Arbeit nicht ganz erreicht ist.

K.'s Ausführungen gründen sich auf eine sehr fleißige Durcharbeitung der vorhandenen Literatur; auch die einschlägigen Bestände des Landesregierungs- und des f. e. Konsistorialarchives in Salzburg, sowie die »Salzburger Akten 1525« des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien wurden dabei berücksichtigt. Ganz außer Acht gelassen wurde das k. b. Reichsarchiv in München und das k. k. Statthaltereiarshiv in Innsbruck. Die in München befindlichen Bauernkriegsakten hätten für K. vielleicht manches Neue bieten können, ebenso wie z. B. das Kopialbuch »Tirolische Empörung« im k. k. Statthaltereiarshiv in Innsbruck nicht hätte übersehen werden dürfen. Ref. verweist hiebei auch auf Wopfner, Der Innsbrucker Landtag vom 12. Juni bis zum 21. Juli 1525 (Zeitschrift des Ferdinandeums f. Tirol und Vorarberg, III. Folge, 44. H.) eine Arbeit, die K. anscheinend unbekannt geblieben ist. Trotzdem wäre zu erwarten gewesen, daß K. auf Grund des von ihm benützten Materials greifbare Ergebnisse selbständiger Einzel- forschung an den Tag fördern würde. Allein davon ist in seiner Arbeit recht wenig zu finden. Von den zehn Kapiteln, in die K. seine Darstellung gliedert, befassen sich die ersten drei mit der Vorgeschichte und den Ursachen des Bauernkrieges (S. 1—33). In den übrigen Abschnitten schildert der Verfasser breit den Verlauf des Kampfes, der bei den Bauernkriegen wirklich keine sehr maßgebende Rolle spielt, in seinen Details. Dagegen wird der eingeschaltete Abschnitt: Die Politik der Nachbarfürsten (S. 43—57), die für den Krieg selbst von so großer Bedeutung geworden ist, sehr kurz abgefertigt. Diese Einteilung ist für die Ergebnisse der Arbeit bestimmend geworden. K. vergeudet seine Kraft an der

Darstellung des äußeren Verlaufes des Bauernkrieges und läßt darüber den weitaus wichtigeren Teil, die Vorgeschichte und das Wesen dieser mächtigen Revolution verkümmern. So werden kleine, unwichtige Episoden und verschiedene Nebenfragen mit unnötiger Ausführlichkeit behandelt, während die großen Probleme, um die es sich bei Erforschung der Bauernkriege in erster Linie handeln muß, kaum recht in Erwägung gezogen, viel weniger gelöst werden. In mehr allgemeinen Auseinandersetzungen ergeht sich K. über die Ursachen des Bauernkrieges. Wo er aber auf die wirtschaftliche und soziale Lage des Landes näher zu sprechen kommt, da verfällt er in den Fehler, seine Annahmen lediglich auf die Beschwerdeschriften der Aufständischen zu stützen (so S. 4 u. 25), ohne zu prüfen, aus welchen Beweggründen heraus diese Schriften entstanden sein mögen, ohne weiter zu untersuchen, ob sie sich mit der tatsächlichen Lage auch wirklich decken, was, wie bekannt, lange nicht in allen Fällen zutrifft. Wenig oder nichts hören wir über die Landesregierung und Landesverwaltung, über Gericht und Wirtschaftspolitik, sowie über das bauerliche Besitzrecht und die Verteilung des Grundbesitzes. Mehr Interesse bieten die Ausführungen K.'s über die Teilnahme des Bürgertums an den Bauernkriegen. Durch den langen Verfassungsstreit zwischen den Erzbischöfen und ihrer Residenzstadt Salzburg bedingt, wurde das Bürgertum der Stadt Salzburg, wie fast nirgends, für die Bestrebungen des Aufstandes gewonnen. Der Aufstand in Salzburg war wie in keinem andern Lande von Erfolg begleitet. Die Politik der Nachbarfürsten, Bayern und Österreich, die Sonderinteressen, die beide Teile in Salzburg verfolgten, machten ein gemeinsames Vorgehen zu Gunsten des Erzbischofs unmöglich. Erst das endliche Eingreifen des Städtebundes vermochte eine Entscheidung im Bauernkriege herbeizuführen. Leider entwirft K. von diesen wechselvollen, politischen Vorgängen ein wenig klares Bild und man muß Vogt's bayerische Politik zur Hand nehmen, um sich gut orientieren zu können. Statt neues Material herbeizuschaffen, heute noch dunkle Momente aufzuhellen, zieht es K. vor, getreulich nach Vogt, nur weniger klar, zu überliefern.

Leider ist K. zu viel Kompilator geblieben, und seiner Arbeit haftet der große Fehler an, sich durchwegs vom Material beherrschen zu lassen. Die gestaltende Persönlichkeit des Forschers tritt dabei nur selten in den Vordergrund. Dieser Fehler tut aber oft auch der äußeren Form einen sehr bedenklichen Eintrag. Ein Sklave seines Quellenmaterials, zieht K. oft lange und unwesentliche Quellenstücke wörtlich in seinen Text, was das Lesen seiner Arbeit sehr schleppend macht. Manche bedeutende Stücke dagegen

wie die 14 Artikel der Gasteiner, oder den Urteilspruch v. J. 1462, bringt Köchl nur im Auszug, statt sie in Beilagen als wünschenswerte Ergänzung anzufügen.

Zum Schlusse sei noch auf einen Irrtum hingewiesen. Auf S. 22 spricht K. von einer Salzburgischen Pfandschaft Kropfsberg. Kropfsberg war von altersher Salzburgischer Burgfrieden und der Sitz des salzburgischen Pfliegerichtes im Zillertal.

Innsbruck.

H. Foppa.

Hans Widmann. Geschichte Salzburgs. 1. Bd. (bis 1270). Gotha 1907. 8° XIV u. 384 S.

Über Anregung einer tatkräftigen literarischen Unternehmung, der von A. Tille herausgegebenen „Deutschen Landesgeschichten“ (3. Abteilung der allgemeinen deutschen Staatengeschichte, begründet von Heeren und Ukert, fortgesetzt von Giesebrecht und Lamprecht), hat in letzter Zeit auch die österreichische Kronlands-Historiographie einige erfreuliche und verheißungsvolle Anläufe genommen. Auf M. Vancsas Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, deren Wert auch von der maßgebenden wissenschaftlichen Kritik anerkannt wurde, folgte die von H. Widmann bearbeitete Geschichte unseres Nachbarlandes Salzburg. Mehr als andere historiographische Unternehmungen hat die Landesgeschichte verschiedenartigen Bedürfnissen gerecht zu werden. Die Wissenschaft erhofft durch sie zuverlässige Verarbeitung eines mühsam zusammenzubringenden Details, eine Basis für weitergehende allgemeine Darstellungen, aber auch Orientierung über den Stand der Einzelforschung zu gewinnen. Es ist daher eine erschöpfende Zusammenfassung und kritische Sichtung des über das betreffende Territorium vorhandenen geschichtlichen Materials und dessen bisheriger Bearbeitungen ebenso nötig, wie stete Fühlungnahme mit den allgemeineren geschichtlichen Problemen, an deren Lösung das einzelne Land zwar bedingt durch seine individuelle Eigenart, aber doch im engsten Vereine mit dem größeren Ganzen arbeitete. Gerade hiefür das richtige Augenmaß zu gewinnen, ist die schwierigste Aufgabe der provinziellen Geschichtschreibung, und diese in einwandfreier Weise zu lösen, ist nicht allein die normalmäßige Vertrautheit mit der historischen Methode und eine entsprechende Beherrschung des geschichtlichen Wissensstoffes, sondern direkt originäre Auffassungsgabe und Gestaltungskraft erforderlich. Kompliziert wird ferner diese Geschicht-

schreibung auch dadurch, daß ihre Werke in besonderer Weise dem populären Geschichtsinteresse entgegenkommen müssen. Dieses knüpft sich ja in erster Linie an den Boden, auf dem der Einzelne lebt und webt, an jene engere Heimat, deren vergangene Schicksale zu erfahren ihm auf Schritt und Tritt nahegelegt wird, und es wäre zweifellos unverzeihlich, wollte man die Gelegenheit zu jener tiefgreifenden erziehlichen Wirkung, welche geschichtliche Unterweisung in weiteren Volkskreisen auszuüben im Stande ist, unbenützt verstreichen lassen. Man wird daher dem Bearbeiter einer Provinzialgeschichte gewiß das Recht einräumen, in manchem weiter auszuholen, längst Bekanntes und Gesagtes wiederum zu bringen, wo dies zum Verständnisse des Ungeschulten notwendig erscheint — solange dadurch der Rahmen des ganzen Werkes nicht allzusehr verschoben und der Standpunkt strenger Wissenschaftlichkeit nicht tangiert wird.

In einer besonderen Lage befindet sich der Geschichtschreiber des Landes Salzburg. Denn einerseits behauptet dasselbe eine weit über den Bereich des Territoriums hinausgehende geschichtliche Bedeutung kraft der kulturellen Wirksamkeit des Hochstiftes und der kirchlichen, politischen und persönlichen Stellung seiner Erzbischöfe. Andererseits bewegt sich das geschichtliche Leben Salzburgs als Territoriums in ebenso beschränkten und genau begrenzten Bahnen, wie das anderer solcher Gebiete. Während nun für das erstere Thema eine reichhaltige Literatur vorliegt, zum Teil in selbständiger Form, zum Teil in allgemeine Darstellungen verwoben, ist die eigentliche Territorialgeschichte Salzburgs — von den trefflichen Urkunden- und Regestenpublikationen Meillers und Hautalers und den Arbeiten Richters abgesehen — ein viel weniger bebautes Feld.

Dem Verfasser hat es gegenüber diesen allgemeinen und besonderen Bedingungen seiner Aufgabe nicht an Verständnis gemangelt und er ist derselben im Ganzen zweifellos mit Geschick an den Leib gerückt. Schon die Gliederung des Inhaltes ist gut getroffen und übersichtlich. Auf eine geographische Einleitung, die nach der speziell kulturgeographischen Seite mit Vorteil hätte weiter ausgebaut werden können, folgen mehrere Kapitel über die prähistorische und römische Zeit, die infolge der verhältnismäßig zahlreichen Funde und Fundbeschreibungen ein ziemlich lebhaftes Kolorit erhalten konnten. Bei Darstellung der römischen Besiedlungsverhältnisse hätte vielleicht die Ortsnamenkunde in größerem Maßstabe herangezogen werden können, wie dies weiter unten bezüglich der slavischen Besiedlung erfolgte. Die Einwanderung der Bayern und ihre staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen werden in engstem Anschlusse an Riezler geschildert, da und dort

wäre eine weitergehende Benützung der Literatur am Platze gewesen. So sind namentlich die Ausführungen über die Besiedlungsweise der Bayern dem Stande der Wissenschaft (Meitzen) nicht angemessen, auch vermißt man in diesem Zusammenhang einen Hinweis auf die Ergebnisse der Hausforschung. Selbständiger wird die Darstellung wieder in den folgenden Abschnitten, die das Auftreten des hl. Rupert und die Begründung des Bistums, die Tätigkeit Virgils und den Beginn der Slavenmission behandeln. Der Verfasser hat die einschlägige Literatur gut durchgearbeitet, aber auch auf den eigenen Einblick in die Quellen nicht verzichtet. Dasselbe gilt von jenen Partien der zwei letzten Bücher (Salzburg von Arn bis zum Investiturstreite, Salzburg bis zum Interregnum), die die Regierung der einzelnen Bischöfe in zeitlicher Folge, namentlich in ihren Beziehungen zu Kaiser- und Papsttum schildern. Man kann der Darstellung nicht versagen, daß das Wichtige entsprechend herausgehoben und die leitenden Motive in gebührender Weise in den Vordergrund gestellt werden, wenn auch da und dort eine strengere Linienführung zu vermissen ist. Weniger gelungen sind aber die Abschnitte über die innere Entwicklung des hochstiftischen Territoriums. Zwar hat der Autor auch hier die springenden Punkte — Erwerb von Grundbesitz und zugehöriger Immunität, Entvogtung und endlich Erwerb von Grafschaftsrechten — richtig erfaßt, aber die nähere Ausführung hätte präziser und zielbewußter angelegt werden können. Auch sonst, namentlich was die Stellung des Erzbischofes als Landesfürsten betrifft, wäre eine mehr nach systematischen Gesichtspunkten gegliederte Erörterung am Platze gewesen. Einige Probleme, wie die Entwicklung der Rechtsverhältnisse in der hochstiftischen Familia und namentlich des Bürgertums der Bistumshauptstadt, sowie des für die Bischofswahlen giltigen Vorganges werden überhaupt nicht selbständig behandelt. Besser sind wieder die Kapitel über geistige Kultur und die kirchlichen Verhältnisse geraten.

Über Stil und Sprache des Buches ist nur Lobenswertes zu sagen, beide sind flüssig und leicht verständlich, ohne in allzu gewöhnliche Wendungen zu verfallen. Einen guten Takt bewährte der Verfasser auch in der Art zu zitieren; ohne den Text mit Anmerkungen zu überlasten, ist doch fast überall eine Nachprüfung des Gesagten nach den Quellen ermöglicht.

Für die Geschichte derjenigen Gebiete des heutigen Tirol, die ehemals zum Erzstiftlande gehörten, ist aus dem Werke wenig und nichts Neues zu entnehmen, begreiflich bei dem Stande der Quellen. So sind für Erwerbung der Besitzungen im Zillertale

außer der Urkunde K. Arnulfs vom Jahre 889 nur einige wenige Traditionen bekannt; besser steht es bezüglich Windisch-Matrei und Lengberg (S. 327). Doch ist das hier erwähnte Lintie wohl nicht Oberlienzz, sondern der Weiler Linden der Gemeinde St. Veit in Defferegggen oder Lind bei Spital in Kärnten.

Innsbruck.

O. Stolz.

Tiroler Adels-Stammsitze. Kurze Schlösser- und Burgen-Chronik. Von einem Alttiroler. Bozen, 1907. Tyrolia. 8°. 64 S.

Schon das ganz verworrene Vorwort, mit welchem der ungenannte Verfasser sein Werk eröffnet, muß bei jedem vernünftigen Leser Bedenken erregen. »Es war nicht meine Absicht, den Büchermarkt durch das vorliegende Werk zu bereichern,« beginnt der Anonymus. Ja wessen Absicht war denn dann diese vermeintliche Bereicherung? Es wäre nämlich wirklich interessant, diesen neuen Mäzen kennen zu lernen. Doch außer der erstzitierten Absicht, die der Verfasser, wie er sagte, nicht hatte, verrät er uns eine andere wirklich sehr begrüßenswerte Absicht: »Es war mir daran gelegen, ein Gesamtwerk der Burgen, Schlösser und Edelsitze als kurzgefaßte Chronik zu sammeln.« Ja wenn uns der »Alttiroler«, der ja nach allem mitten in der Stadt Bozen zu suchen ist, ein solches Gesamtwerk geboten hätte, auch ohne »Chronik« und ohne »Rücksicht auf die landschaftlichen Schönheiten,« wie sehr wären wir ihm zu Dank verpflichtet; er hätte einem längst gefühlten Bedürfnisse entsprochen, wenn er alle, aber auch wirklich alle Schlösser Tirols sowohl dem Namen nach, als auch genau geographisch fixiert und vielleicht den jetzigen Besitzer namhaft gemacht hätte. Doch die Vollständigkeit, auf die es gerade ankommt, ist absolut nicht erreicht, mitunter sind auch die Namen falsch, die Ortsangaben unrichtig, die geschichtlichen Angaben äußerst mangelhaft und falsch, der Stil ist undeutsch, selbst die alphabetische Aneinanderreihung stimmt öfters nicht, von der einschlägigen Literatur hat der Verfasser keine Ahnung.

Nur ganz oberflächlich will ich für die Fehler des Buches nach diesen Richtungen hin einige Beispiele geben; wollte man alle Fehler richtig stellen, müßte man ein neues Buch schreiben. Wie dieses »Gesamtwerk der Burgen, Schlösser und Edelsitze« aussieht, kann man sich vorstellen, wenn ich anführe, daß bei einer

ganz flüchtigen Durchsicht des Buches mir folgende Namen fehlen: Angerburg in Lienz, Angerburg in Reischach, Angerheim in Untermais, Anras, Ansheim, Aufhofen, Baumgarten in Auer, Biedeneegg bei Toblach, Castellaz, Ehrenheim, Eppurg, Erlach, Felsenheim, Fonteklaus, Freienthurn, Freundsheim, Helmstorf, Hertenberg, Kapsburg, Kronburg, Kropfsberg, Latschburg, Mentelberg, Mohrberg, Obermoosburg, Oberpayrsberg, Payrsberg, Reichenbach in Obermais, Rottenburg, Rundeck, Schönwerth (Turm zu Niederbreitenbach), Schwanburg, Sonnegg, Stern, Thierburg bei Meran, Weyer etc., etc. Dafür hätte sich der Verf. »Kastell« Ala, »Römerschloß« Bastia, »Schloß« Brenta, wovon der Autor Spuren bemerkt, »Schloß« Caramala, »Schloß« Eben, welches nicht einmal mehr Ruine ist, Grasilia, Litamum und andere schenken können, ohne seinem »Gesamtwerk« einen Eintrag zu tun.

Nicht minder gut steht es auch mit den Namen der Schlösser selbst; auch dafür seien einige Beispiele gebracht: Altburgstall existiert nicht, sondern ist eben Burgstall, der Schreibweise Bernegg entspricht nicht Bideneck, Campo minore heißt Campo, sehr bezeichnend für den Verfasser ist auch die Schreibweise Castelbuon-Consiglio, Durnstein sollen heißen Thurnstein, Feste Ehrenburg verwechselt der Verfasser mit Engelsburg bei Itter, Eyers soll heißen Eyrsburg, Fondo muß unter Castelfondo gebracht werden, statt Gaudententhurn schreibt der Anonymus Gaudenthurn, Schloß Kohlbürg im Pustertal muß wohl erst entdeckt werden. Narrenholz heißt heute Arnholz und muß wenigstens unter dieser Bezeichnung gebracht werden, bei Maultasch sollte doch der Name Neuhaus erwähnt werden, Vellenberg nennt der Verf. Veilenberg, Neuberg und Trautmannsdorf sind ihm zwei verschiedene Schlösser, kurz Fehler über Fehler.

Auch die geographischen Kenntnisse und Angaben unseres Gott sei Dank ungenannten Autors sind etwas mangelhaft: Schloß Caldes z. B. liegt nicht »mitten im Dorfe Caldes«, sondern östlich davon, »Castelbuon-Consiglio« meint der Verf. dagegen sei »oberhalb Trient gegen Pergine«, Churburg sei bei Tartsch, ich meine in Schluderns; wie soll man Schloß Cles finden, für dessen Lage der Verf. folgende Orientierung gibt: »Cles, Schloß; hart am Wege, rechts vom Talbache auf freiem Hügel ragend«; ja wenn uns unser Burgenkundiger wenigstens den Namen des »Talbaches« verraten wollte. Auch ein Schloß Desenzano kennt der Verf. in Tirol. Friedberg liegt nach unserem Buche auf der linken Talseite. Bezeichnend ist auch die Ortsangabe für Gißbach: »Schloß, jenseits des Talbaches (schon wieder!) und gegenüber St. Georgen das ansehnlichste Schloß zuoberst im Dorfe«; das Dorf bleibt natürlich wieder

Geheimnis des Verf. Schloß Kufstein „thront auf einem Felsensvorsprünge, gleichsam um die dahinter befindliche Stadt vor den Fluten des Inn zu schützen.“ Glückliche Kufsteiner! Schloß Matzen, dessen Besitzer sich überhaupt bei dem Verf. bedanken mag, denn er erfährt da ganz neues zu der Geschichte seines Schlosses, liegt, wie wir da lesen, „in der Umgebung von Wörgl“; doch es sei nicht verschwiegen, wie die Lage dieses Schlosses noch genauer bezeichnet wird: „Etwas weiter von Lichtwehr gelegen, begegnet (!) dem Wanderer Schloß Matzen (in den Matzen-Wiesen) passend für die Ortslage.“ Lichtwehr „erhebt sich tiefer gegen Rattenberg“! Die „prunkvollen“ Ruinen von Rettenberg — ich finde sie gar nicht prunkvoll — „stehen am linken Stromufer.“ Ich meine, der Verfasser weiß überhaupt nicht, wo rechts und links ist. Plawen sei „hoch ober Glurns“; richtig, aber schon sehr „hoch ober.“ Wohlgemutshaus verlegt der Verf. samt dem Dorfe Wiesing in das Oberinntal, Ruine (!) Landeck an den Eingang ins Stanzertal!

Besonders interessant aber sind die historischen und anderen Angaben, welche über die Bedeutung der Objekte Aufschluß geben sollen; so lesen wir, daß Angerheim in Mitterlana „das Stammhaus der einst mächtigen Ritter von Angerheim“ sei. Nein, das ist eben Angerheim in Untermais, das der Verf. überhaupt nicht nennt und kennt. Belfort hatten „in der ältesten Zeit“ nicht, wie der Verf. meint die Reifer, sondern die Tissen von Altspar; von Braunsberg, das auch Faunsberg nach unserem Buche heißen soll, waren nicht die „Herren Grafen von Trapp“ die letzten Besitzer, sondern sind es noch. Von Büchsenhausen weiß unser Anonymus Geschichten aus dem 15. Jahrhundert zu erzählen, obwohl es erst 1539 von Gregor Löffler erbaut wurde. Als gegenwärtige Besitzer von Dornsberg finden wir nach der Angabe des Buches die Grafen von Mohr, die längst ausgestorben sind. Durnstein (richtig Thurnstein) soll schon seit Anfang des 15. Jahrhunderts der Familie von Egen gehören, wobei sich natürlich der Verf. um drei Jahrhunderte verrechnet. Falburg wurde nicht von Graf Veit Benno Brandis erbaut, sondern umgebaut. Auch in der Römerzeit ist der Verf. gut beschlagen; so sagt er bei „Feder, Kastell“ (richtig Castelfeder), es sei „nach einigen von den Römern, nach anderen zum ewigen Denkmal des mit den Alpenvölkern Tirols abgeschlossenen Friedens an dieser Stelle erbaut.“ Castelfondo wird in dem Buche das Stammhaus der Herren v. Malosco genannt, obwohl sie es nie besaßen. Schloß Forst sei „seit fürdenklicher Zeit“ an die Brandis übergegangen; richtig ist, daß sie es schon 1850 verkauft haben; auch Goldrain ist jetzt nicht mehr Graf Hendl'scher Besitz, sondern es gehört seit 1863 der Gemeinde Goldrain; der jetzige

Besitzer von Fragsburg ist nicht »Herr W. Erwin«, welcher Name ja nur ein Pseudonym für den Freiherrn von Kettenburg war, sondern Baron Deuster. Freudeneck und Wohlgemutshaus, die der Verfasser identifiziert, sind zwei verschiedene Schlösser; obwohl sie der Verf. für eins hält, gibt er doch jedem eine eigene Geschichte, natürlich eine falsche. So geht's, wenn man planlos aus verschiedenen Büchern abschreibt. »Friedberg und Hauzenheim, einst Lehen der Grafschaft Tirol, Sitz eines gleichnamigen Edelgeschlechtes, später Besitztum der Stachelburger, daher auch Stachelburg genannt«, wirft unser Gewährsmann zusammen, obwohl sie nichts miteinander zu tun haben; dagegen kennt er außer Schloß Friedberg »näher am Voldererbach auf grünem Hügel über dem tosenden Talbach — schon wieder der Talbach — die bewohnte Friedberg-Feste, mit einem hohen Turme, von dessen Fenstern man zwei Stadttürme und viele Ortschaften erblickt.« Weit zurückreichend sind auch die verkehrsgeschichtlichen Kenntnisse unseres Autors Schloß Klamm betreffend: »Schloß Klamm, so genannt vom provinziellen Klamm als Engetalschlucht bedeutend, in uralter Zeit als Grenzzoll (!) dienend für Güter, die von Mötztal nach Reutte und Augsburg verfrachtet wurden.« Landeck, das der Verf. als Ruine bezeichnet, dient nach seiner Angabe heute als Kaserne. Ja, wenn die Landecker Militär hätten! Bei Lebenberg nennt Verf. die Gerichtsherren von Lambrecht, statt der Grafen Lamberg als Eigentümer, Lichtwehr war nach seiner Meinung durch eine Wendung der Straße »vom Bezirke abgeschnitten, dessen Amtsburg (!) es bildete«, die Edlen von Rubein standen zur Zeit der Margarethe Maultasch »in schönster Blüte, als Edelsgeschlecht zweiten Ranges« u. s. w. Nur ein paar ganz krasse Geschichtslügen, welche die Unkenntnis des Verfassers gründlich bezeugen, seien noch erwähnt: so behauptet er, Schloß Matzen habe Herr F. Lipperhaide vollständig neu erstehen lassen, was natürlich grundfalsch ist; denn Lipperhaide besaß nie, so sehr er auch nach dessen Besitz strebte, das alte Schloß Matzen, das heute Besitz des Herrn W. A. Baillie-Grohman ist; ebenso soll nach unserem Gewährsmann Schloß Tratzberg, dessen Name »in seiner Bedeutung mit Trostburg« zusammenfällt, jetzt »im Besitze der bayerischen Freiherren v. Tänzler« stehen, die doch schon seit 1552 das Schloß verlassen haben. Das Allerschönste aber erzählt uns der Verf. bei der Geschichte von Sigmundskron (Formigar); dort setzten sich, wie er sagt, »die Grafen von Firmian, ein uraltes Edelsgeschlecht, nach einer Sage mit dem hl. Virgilius 400 vor Christus aus Rom in die rhätischen Gebirge eingewandert«, fest. Also gab es schon 400 Jahre vor Christus Heilige! O sancta — —

Mit den allgemeinen Kenntnissen des Verf. wetteifert auch seine Schreibweise; hören wir: »Aichach, Schloß, südwestlich von Seis, ober dem Wildbach, anmutig gelegen, von seiner ehemaligen Größe als Festung dient selbe nur Bauernbehausung.« Herr, das ist ja böhmisch, nicht die Sprache eines »Alttirolers.« Oder: »Arz, Schloß in Nonsberg, gegen den Noce hinab, der Stammsitz der Grafen gleichen Namens, welche um das Jahr 1185 in der Geschichte erscheinen, und hatten ursprünglich reiche Gewerke der in dieser Gegend noch nicht ganz verschollenen Bergwerke, daher von Arz der Name.« Schloß Itter »nimmt sich vorteilhaft aus und ist eine der schönsten Ansichten dieser Gegend.« »Wegen Genusses der Jagdlust« — das ist wohl poetisch — erbaute Erz. Sigmund Sigmundslust »in den darüber liegenden Gebirgen.« Auch die Aussicht vom Schlosse Sonnenburg beschreibt unser Historiker herzbewegend: »Der Einblick ins Enneberg, mit seinen wunder-vollen Gebirgen uralter Formation, und dem kernhaften, unverdorbenen Volke sowie dessen eigentümliches Sprach-Idiom, ist geradezu überraschend.« So geht es von Zeile zu Zeile weiter; man müßte das ganze Buch abschreiben, wollte man alle die Stilblüten des Autors, welche immerhin dem Buche einen gewissen Reiz verleihen, aufzählen.

In welche Kategorie jedoch soll man Ausdrücke einreihen, wie: ein Schloß (Corona) »von allen Seiten unzugänglich«, »am dürren Felsenstein wächst der edelste weiße Tropfen« (Durnstein), Ferklehen »liegt inmitten eines lebensschwelenden Gartens«, Gaudententhurm hat einen »allzeit blütenreichen Garten«, Baron von Siebold war ein »kgl. ungarischer Legationsrat« u. s. w. Wissen Sie, Herr Verf., welchen Reiz Ihr »Gesamtwerk« verbreitet? — Lachreiz.

Doch der Fehler, die dem Buche anhaften, sind noch nicht alle. Der Verf. verzeichnete die Schlösser — wenigstens wollte er es — in alphabetischer Reihenfolge; doch auch das ABC — das einfache — kann er nicht: Freudenstein kommt nach Friendsberg, Finstermünz nach Fuchsberg, Haßburg (!) vor Hanberg, nett ist auch die Folge Mattarello, Maultasch, Matzen, Maur und alle 4 Namen stehen weit vor Majon u. s. w.

Zu allem Überflusse schmückt noch eine Unzahl von Druckfehlern das Buch, wobei man manches dem Setzer, statt dem, wenn ich so sagen darf, geistigen Urheber in die Schuhe schiebt; z. B. Alta guardin S. 5, Altrasin S. 6, Troger S. 7, Pine S. 8, Trautsan S. 8, Bach S. 8, Montun S. 8, Chromnetz S. 12, Englo's S. 15, Casellum S. 16, Friedleben S. 18 u. s. f.

Nun, der Leser dürfte durch das Vorstehende einen genügenden Einblick in den Wert des besprochenen Buches gewonnen

haben. Man wird vielleicht fragen, warum ich so viel Tinte und Druckerschwärze vergeudet habe. Ich wollte eine solche Schreiberei einmal gehörig annageln. Ich fand noch nie ein Buch, in dem so viel Unsinn mit Unwahrheit in der ungeschicktesten Weise von dem Unberufensten, den es überhaupt je geben kann, vermischt worden wäre. Ein solches Buch ist ein Schaden für unsere ganze tirolische Literatur, es bringt dieselbe in Mißkredit und erschwert das Erscheinen eines besseren Werkes. Leider finden solche Erzeugnisse noch einen Veriag, eine Druckerei, ja der Autor wagt es noch, dieses Geschreibsel einem wohltätigen Zwecke zu widmen. — Dem wohltätigen Zwecke, der mir gewiß nicht unsympathisch ist, will ich mit meiner Rezension nicht schaden. Es gibt ja Bibliophilen und Raritätensammler; diesen sei das Buch als Unicum empfohlen.

Innsbruck.

K. Schwarz.

Pachinger A. M., Wallfahrts-, Bruderschafts- und Weihe-Medaillen der gefürsteten Grafschaft Tirol und Vorarlberg. Mit 4 Lichtdrucktafeln und 4 Abbildungen im Texte. Wien, Verlag Dr. Rud. Ludwig 1908. (300 handschriftlich numerierte Exemplare, Preis 12 Mark).

Daß die Numismatik ebenso wie die Heraldik und Genealogie ein beliebter Tummelplatz des Dilettantismus geworden ist, weiß ja jeder, der irgendeinmal auf diesem Gebiete zu tun gehabt hat. Man steht diesen Verhältnissen im allgemeinen mit mehr oder weniger Gleichmut gegenüber — einem notwendigen Übel, das einmal nicht zu ändern ist. Aber auch da — sunt certi denique fines. Wenn solche Arbeiten anspruchslos sind, wird man sie dennoch oft als bescheidene Notbehelfe ohne Groll gegen den Autor benützen; treten jedoch derartig minderwertige Leistungen mit solch anmaßender Arroganz auf, wie die vorliegende Broschüre, so wird man sie mit Fug und Recht energisch zurückweisen dürfen. Am meisten zu bedauern ist dabei, daß solche Machwerke, die der Unerfahrenheit opferwilliger Verleger mitunter eine geradezu splendide äußere Ausstattung zu danken haben, häufig genug ein schwer zu überwindendes Hindernis für nachfolgende ernst zu nehmende Publikationen über den gleichen Gegenstand bilden. So wird es voraussichtlich auch in diesem Falle sein. Auf keinen Fall darf

darum hier die so gerne mißbrauchte Redensart Anwendung finden: „Besser als nichts — das Bessere ist des Guten Feind.“

Pachingers „Werk“ (um die hochtönende Bezeichnung des Prospekts zu gebrauchen) ist ein Verzeichnis der religiösen Medaillen Tirols und Vorarlbergs (der Verfasser macht im Titel aus den beiden Kronländern eine einzige „gefürstete Grafschaft T. u. V.“!). Mehr konnte allerdings auch kaum gegeben werden, mit einer schlichten Beschreibung ist der Gegenstand tatsächlich so ziemlich erschöpft und der Verfasser wäre seiner Aufgabe vollkommen gerecht geworden, wenn er eben diese Deskription so zu gestalten verstanden hätte, wie man es füglich fordern mußte. Der historische und kulturhistorische Wert der in den katholischen Ländern seit der Epoche der Gegenreformation, hauptsächlich aber seit dem 17. Jahrhundert entstandenen zahllosen religiösen Medaillen wird heute — im extremen Gegensatz zur früheren Zeit — vielfach überschätzt¹⁾; das systematische Sammeln derselben ist eben eine, in erster Linie von berechnenden Händlern lancierte Mode geworden, die trotz der gegenteiligen Versicherungen des Herrn P. in seinem Vor- und Schlußwort später sicherlich wieder einer kühleren Auffassung weichen wird. Derartige Verzeichnisse besitzen also zunächst nur Bedeutung und Wert eines Nachschlagebuches für Sammler, Händler und Museen (für diese vorzüglich bei Abgabe von Gutachten über Zugehörigkeit und Wert solcher Objekte); von eigentlich wissenschaftlichen Leistungen aber kann da kaum gesprochen werden. Wenn sie uns dessenungeachtet willkommene und schätzbare Behelfe sein und dementsprechend gewürdigt werden sollen, so müssen sie in jeder Beziehung vollkommen exakt, unter Anwendung wissenschaftlicher Methode und Kritik gearbeitet sein.

Diese erste und einzige Forderung wird vom Verfasser in der ungeniertesten Weise mißachtet; Zeile für Zeile müssen wir gewahr werden, daß demselben überhaupt jede Eignung für solche Arbeit abgeht. Die numerische Unvollständigkeit würde dabei den allergeringsten Vorwurf verdienen; mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten bei der Beschaffung des noch wenig konzentrierten Materials ist es ja wohl einigermaßen verzeihlich, wenn das eine und andere Stück übersehen wurde; einiges Zuwarten wäre freilich auch in

¹⁾ Ganz anders verhält es sich mit den, vorwiegend unter dem Einfluß der Reformation in Deutschland (besonders in Nürnberg, Sachsen und Böhmen) entstandenen und größtenteils von bekannten und hervorragenden Medailleuren geschaffenen biblischen und Moral-Medaillen des 16. und auch noch 17. Jahrhunderts, die in künstlerischer Beziehung nicht minder als in kultureller von Bedeutung sind und in den letzten Jahren mit vollstem Recht größere Beachtung gefunden haben.

dieser Beziehung sehr ratsam gewesen. Die Hauptmängel der Arbeit liegen aber in der willkürlichen und verständnislosen Behandlung des Stoffes. Genügende und gleichmäßige Charakterisierung der Gnadenorte und Gnadenbilder auf Grund der vorhandenen Literatur (insbesondere mit genauen Daten über deren Entstehung, wichtige Begebenheiten und Feste, die zur Ausgabe von Gnadenmedaillen u. dgl. Anlaß geben konnten); genaue und klare Anführung aller Kriterien, welche die örtliche und zeitliche Zuteilung vieler Stücke, deren Zugehörigkeit und Bedeutung nicht gerade evident ist, begründen; gleichmäßige und sichere Durchführung der Anordnung nach Entstehungszeit und Darstellung; absolute Konsequenz und Zuverlässigkeit in der Beschreibung; gleichmäßige und kritische Verwertung der einschlägigen Literaturangaben; Provenienzangaben bei den selteneren Stücken — und was solcher eigentlich selbstverständlicher Dinge noch mehr zu nennen wäre: über all das glaubte der Verfasser kurz hinweggehen zu können. Daß er seine Leistung auch ohne Rücksichtnahme auf so „äußerliche“ Dinge für genügend hervorragend hält, geht ja zur Genüge aus dem Vor- und Schlußwort hervor, in deren tiefgründigen, originellen Ausführungen der nach der Öde des Textes erholungsbedürftige Leser allerlei Trost und Erheiterung finden wird. Ich bin aber der Ansicht, daß irgend ein Münzhändler, der seine Kataloge für ephemere, geschäftliche Zwecke zu verfassen gewohnt ist, seine Sache besser gemacht hätte. *Ne sutor supra crepidam!* — Mit den angefügten Tafeln, die vielleicht den unbrauchbaren Text teilweise hätten ersetzen können, steht es nicht viel besser; die Abbildungen sind zum größeren Teil wohl nach den Originalen, zum Teil aber nach Stanniolabdrücken (!) hergestellt und in letzterem Falle — es sind leider vorwiegend gerade die hübschen älteren Medaillen auf Tafel I und II — undeutlich; vor allem aber ist Auswahl und Anordnung so unüberlegt und ungeschickt getroffen (oft ist überhaupt nur eine Seite abgebildet), daß sich damit nicht viel anfangen läßt.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, irgend einen der Gnadenorte herauszugreifen und an einem anschaulichen Beispiel zu demonstrieren, wie P. gearbeitet hat und wie er hätte arbeiten sollen. Da jedoch damit der Sache an sich recht wenig geholfen wäre und die Besprechung dadurch notwendigerweise einen Umfang bekäme, der zur geringen Bedeutung des Gegenstandes für die Aufgaben dieser Zeitschrift in keinem Verhältnis stünde, sehe ich wenigstens an dieser Stelle davon ab und beschränke mich darauf, noch auf die sachkundige, wiewohl allzu schonend gehaltene Rezension R. von Höfkens in der Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde,

2. Bd., 1. Heft, S. 49 ff. zu verweisen, die allerdings auch nur einen Teil der zahlreichen positiven Fehler und Mängel der Broschüre erwähnt, aber immerhin einen Begriff von der Qualität derselben zu geben vermag. Die auffallenden Schwächen in der formellen Behandlung werden sich übrigens auch dem minder erfahrenen Benutzer des Verzeichnisses schon nach flüchtiger Durchsicht von selbst bemerkbar machen. Auf den interessanten Inhalt der Einleitung und des Schlußwortes einzugehen, muß ich mir leider ebenfalls versagen.

Wer diese Arbeit sieht, wird es begreiflich finden, daß derselben »die berufensten Kreise im eigenen Lande ablehnend gegenüberstanden«, wie der Verfasser am Schlusse seines Vorwortes klagt. Und wer erst in das Manuskript Einsicht gewann, bevor es durch großmütige oder mitleidige Freunde des Verfassers noch notdürftig aufgeputzt war! Es ist nur zu bedauern, daß er von dieser Seite Unterstützung gefunden hat, namentlich durch Herrn Oberstleutnant von Obst, der doch selbst weit eher in der Lage gewesen wäre, diese Arbeit zu leisten, zumal er bis zu deren Abschluß auf eine tatkräftige und ausdauernde Beihilfe der Tiroler Fachkreise hätte rechnen können. Es ist schwer zu ergründen, was Herrn von Obst zu dieser Nachgiebigkeit bewogen hat.

Der Verfasser hat für sein Buch begreiflicherweise den Wunsch, »daß es in recht vielen Bücherschränken gastliche Einkehr und Herberge finden möge«; wir aber wünschen, daß es für jedermann, der sich dieses oder ein verwandtes Gebiet als Arbeitsfeld erkoren hat, ein warnendes Beispiel sei — dann hat es wenigstens einen Zweck erfüllt!

Innsbruck.

K. Moeser.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1908

Band/Volume: [3_52](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymus

Artikel/Article: [Besprechungen. 303-351](#)